Nr. 9 — Leipzig, den 3. März — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Ewigeit nur in der Liebe — Wie uns Doktor Luther beten lehrt: 2. Das Gebet im Namen Christi und die Gewißheit seiner Erhörung — Zur richtigen Beurteilung Goethes: 1. Christliche Reue oder Eigenliebe? 2. Das Recht der christlichen Beurteilung Goethes — Erinnerungen an Ahlfeld — Ultramontane Reisebilder aus Norddeutschland 1 — Aus Italien: Verbot der Aufführung des Dramas Gesu Cristo; Ein Leben Jesu von Bonghi; Alessandro Gavazzi †; Ein Ereignis — Aus England: Englische Sekten; Samariter; St. George's Hall — Verschiedenes: Von der Prinzeß Alice von Hessen; Die städtischen Volksbibliotheken in Berlin; Ein Notbild aus Berlin; Eine neue Art Stellengesuch; Kasseler Kongreß für innere Mission

Ewigkeit nur in der Liebe

Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und die Zungen aufhören werden und die Erkenntnis aufhören wird. Denn unser Erkennen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk; wenn aber das Vollkommene kommen wird, dann wird das Stückwerk aufhören. Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, empfand wie ein Kind und dachte wie ein Kind; da ich aber ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war. Jetzt sehen wir durch einen Spiegel nur dunkle Umrisse, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es so ganz erkennen, wie auch ich erkannt bin. Nun aber bleibet Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen. Strebet nach der Liebe! 1. Kor. 13, 8—13. 14, 1.

Die Liebe verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. So lasen wir in dem vorhergehenden Verse. Das wiederholte Wörtlein „alles" offenbarte uns schon die Einzigartigkeit der christlichen Liebe: ihre Festigkeit und Beständigkeit. So sind wir vorbereitet auf ihre letzte, höchste Eigenschaft: sie höret nimmer auf, sie bleibet, sie allein giebt uns Ewigkeit. Untrennbar gehören obige Verse zusammen: sie höret nimmer auf . . . bleibet . . . ist die größeste. Durch alles wird die Einzigkeit der Liebe aus ihrem ewigen Bestande erwiesen und damit das Letzte, Beweglichste ausgesagt, daraus wie von selbst, wie aus unserm eignen Sinn entnommen, die Aufforderung sich ergiebt: Strebet nach der Liebe!

So kehrt der Apostel denn zu seinem Ausgangspunkte zurück. Wie im Eingang stellt er am Schlusse die Liebe zusammen mit Weissagen, Zungenreden und Erkenntnis, um diese „besten Gaben" vor der Liebe zu demütigen. Es ist, als tönte uns aus dem begeistert und voll ausklingenden Vergleich der Triumph des Liebesgedankens entgegen: Strebet zwar nach diesen besten Gaben, doch nicht als nach dem höchsten Ziel! Ich habe euch noch einen köstlicheren Weg gezeigt: Strebet nach der Liebe!

Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen, Zungen, Erkenntnis aufhören werden. Wir wissen, warum der Apostel dies gerade als Hauptsatz durchführt. Den gabenstolzen Korinthern weist er gerade an diesen besten Gaben nach, daß nichts der Vergänglichkeit entgeht: auch sie werden dahin fallen! In drei Ansätzen führt er dies aus, und indem wir uns von Satz zu Satz reißen lassen von dieser unübertrefflichen Beredsamkeit, gewinnen wir zugleich ein tiefes Anschauungsbild von Leben und Ewigkeit.

Zunächst wird die Hinfälligkeit unsers Weissagens, Redens, Erkennens mit ihrer Halbheit begründet: denn unser Weissagen ist Stückwerk und unser Wissen ist Stückwerk. Wer weiß es nicht, verspürt es nicht immer wieder, wie halb, wie kurzsichtig selbst diejenige Einsicht in die Gesetze der Welt und in die Führungen Gottes ist, worauf wir uns am festesten verlassen? Auch das Wissen, das seiner selbst am gewissesten ist, weil es nach bestimmten Gesetzen erworben wird, selbst das Wissen der Wissenschaft, ist es nicht immer wandelnd und veraltend? nicht mit der Mode unterworfen? Die Wissenschaft zu Pauli Zeiten, die tiefe Weltweisheit der Griechen, ist heutigen Tages nur noch ein Gegenstand des geschichtlichen Studiums; denn ein helleres Licht ist aufgegangen, und fast alle Gebiete des Wissens haben ihren Kopernikus gehabt, der den Mittelpunkt in dem aufwies, was bisher sich mit ihm drehte. Und so wird es fort gehen: neue Gesetze des Werdens und der Entwicklung werden gefunden, und das Gesetz, das am festesten schien, erhält dadurch seine Richtigstellung. Ist das nicht Grund genug, einen Mann demütig zu machen? Denn wenn die wandelnde Zeit so umgeht mit den Männern der tiefsten Denkkraft, wenn nach Ablauf weniger Jahre — gemessen an den Jahrtausenden! — ihre Erkenntnis nicht mehr einem Schulknaben genügen kann, was für eine Bescheidenheit muß von uns gefordert werden, die wir so wenig tief eindringen können? Und doch wollen wir uns etwas einbilden auf einige Thatsachen mehr, die uns bekannt und vertraut sind, auf etwas mehr Belesenheit oder auf eine neue Entdeckung der Wissenschaft? Lasset uns stillhalten und uns besinnen, daß alles Wissen der großen und weisen Männer der Vorzeit für uns seinen unbedingten Wert verloren hat!

Noch offenbarer teilt das Weissagen unsers Herzens dies Los des Irdischen. Mit unsrer Kurzsichtigkeit überschauen wir doch immer nur ein Stück des Lebensweges, der vor uns und andern liegt, immer wieder überrascht davon, wie Gott das Uebel der Welt, das Leid, die Versuchung hineindringen läßt in das Glück, die stete Entwicklung, deren wir uns immer zu freuen gedachten. Immer wieder müssen wir umlernen: ja, wie unerforschlich sind Seine Gedanken, wie unergründlich Seine Wege! Wie unendlich viel krumme Wege oder Sackgassen für unser wehes Herz! Wer möchte da nicht lernen stille sein und alles Gott überlassen; wer möchte nicht aufhören, mit Scheingründen herum zu stümpern, um Gottes Sinn und Absicht zu erraten!

Aber Gott sei Dank! das ist unsre sichere Hoffnung, das weissagt uns unser Herz gewiß, unter dem Zeugnis der Schrift: es wird ein Vollkommenes kommen, dann hört das Stückwerk auf. O welche selige Erwartung! Wie gerne geben wir alles dies freilich mühsam erworbene, unter Kampf gewonnene Wissen und Erfahren der Wege und Gesetze Gottes auf um das vollkommene Licht vor Seinem Angesicht! Wenn wir dann Ihn sehen werden, wie Er ist, und wie Er in seinem Reiche wirkt, wenn wir vom Ziel, von der Höhe aus Seine

Wege durch das unendliche Gebiet der Zeit und Menschengeschlechter überschauen werden, dann hört alles Stückwerk, alles Halberkannte auf, und Licht fällt auch in die dunkelsten Partien unsres und der Völker mühseligen Wegs. Freilich umsonst wird auch dies Stückwerk nicht gewesen sein, umsonst ist keine treue Arbeit am inwendigen Menschen und an der Bewältigung der äußern Welt: solche Arbeit stärkt die Seele, wenn auch ihr Erwerb, ihr Inhalt vorübergeht. Aber alle Erkenntnis und Erfahrung ist nur ein Mittel zum Zweck, und ob wir noch so tief geforscht haben in den Gesetzen des Lebens: wenn der Herr die Gefangenen erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden.

Als ich ein Kind war, redete, empfand, urteilte ich wie ein Kind; da ich aber ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war. So findet der Apostel die Hinfälligkeit aller Erkenntnis in der Entwicklung unsrer geistigen Kräfte begründet, die allen Errungenschaften des Geistes eine Notwendigkeit, aber nur für eine bestimmte Zeit und Entwicklungsstufe giebt. Offenbar betrachtet er unser inneres Leben als ein mit der Erfahrung fortschreitendes; gerade nun, wie sich das kindliche Wesen zum männlichen verhält, so verhält sich die fortgeschrittenste Reife des irdischen Alters zu unserm himmlischen Wesen. Wir thun weg im reifern Alter das, was einst sein Recht hatte für unser kindliches Gemüt, unsern kleinen Horizont, wir thun es weg als „kindisch“ — wir werden nicht anders selbst ausgereifte menschliche Erkenntnisse, tiefe Empfindungen, bestimmte Urteile wegthun in unserm künftigen geistigen Leben. In der Kindheit giebt es eine Unwissenheit, die sich selbst wie Weisheit vorkommt, eine Selbstlebigkeit, die nicht an die Bedürfnisse andrer denkt, eine Knechtschaft unter gegenwärtige Eindrücke und Antriebe, worüber wir lächeln und uns der Naivetät freuen; aber wenn uns das Leben die Kleinheit unsers Wissens, die Ansprüche der Gesellschaft, Klugheit und Beherrschung der Antriebe gelehrt hat, dann thut das reife Alter das ab, was als kindisch und läppisch Widerwillen erregt. Und nicht anders giebt es vieles, was jetzt einem hohen Zwecke dient, aber doch nicht zum Zustande der Vollkommenheit gehört. Z. B. Ehrgeiz, die letzte Schwachheit edler Geister, was für ein Sporn zur Thätigkeit, wie tötlich der Trägheit! Und wenn wir den Ehrgeiz ganz auslöschen wollten, wie wenige der edlen Werke unsrer Zeit würden geschehn! Patriotismus ist eine Tugend, aber nicht die höchste: wir können sie nicht entbehren, selbst unser Meister empfand sie auf Erden, er war ein Jude und fühlte tief für sein armes Heimatland; — aber wenn wir nun eingehen werden in das Reich, wo es weder Jude noch Grieche giebt, weder Sklave noch Freien, wird dann Patriotismus sich nicht überlebt haben? Und selbst die Begriffe von Ehre, die nach dem Stande so wechseln, selbst die Beziehungen ausschließlicher Zuneigung und sich vereinzelnder Freundschaft, werden sie nicht zurücktreten gegen die Empfindungen, die uns in der Vollkommenheit gegen alle Brüder gleicherweise erfüllen? „Jeder, der den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, Schwester, Mutter,“ so hat der gesprochen, zu dessen voller Mannesgröße auch wir einmal heranwachsen sollen, auf daß wir nicht mehr Kinder seien. Wie unendlich vieles, das wir hier mit Recht schätzen, erweist sich dann als eine Leiter, die wir brauchten, um hinanzuklimmen, die wir von oben aber hinter uns abbrechen! Laßt uns bei solchen Gedanken aber nicht wehmütig werden: Immer höher hinauf! das ist unsre fröhliche Losung.

Noch ein Gleichnis für unser irdisches, vergängliches Streben und Erkennen: Wir sehen jetzt durch einen Spiegel nur dunkle Umrisse; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es so ganz erkennen, wie auch ich erkannt bin. So wird selbst unser höchstes, unser gläubiges Erkennen verglichen mit einem unvollkommenen, blassen Spiegelbilde, das gar sehr der Ergänzung bedarf: die Alten hatten Metallspiegel, die ein dunkles, verwirrtes, farbloses Bild zurückwarfen, so daß man mehr nur erraten konnte, was abgespiegelt war. So erkennen wir dermalen die religiöse Wahrheit nur im unvollkommen zurückgestrahlten Wiederscheine: es bleibt dies halbe Spiegelbild in

gar vielen Beziehungen ein Rätsel, Umrisse, Rahmen ohne Füllung, für uns wie für Hiob, der nach allem Fragen doch seinen Mund im Staube verbarg. Auch Gott sehen wir nur durch das bunte Glas unsrer menschlichen Ausdrücke: wir nennen ihn „Vater,“ aber wir nehmen diese Beziehung von dem menschlichen Verwandtschaftsverhältnis, und wie armselig bleibt dies doch, wie unvollkommen, da wir arg sind! Und wenn wir Gott „die Liebe“ nennen, woher nehmen wir diese Vorstellung: denken wir ihn uns nicht immer wieder als einen, der liebt, wie wir lieben, blind, parteiisch, einseitig?

O wie gar anders muß uns Gott erscheinen, wenn wir ihn schauen von Angesicht zu Angesicht, in unmittelbarer Anschauung, wo sich nichts trübend dazwischen schiebt! Wirds nicht gerade so sein, wie wenn wir hier aus einem Zimmer, das wie in alter Zeit von bunten, metallnen Scheiben erleuchtet wird, heraustreten in das klare Tageslicht? Wird nicht uns also zu Mute sein, wenn unser gereinigter Geist in die volle Wirklichkeit und Gegenwart Gottes treten wird, heraus aus diesem Thal der Schatten, der halbgesehenen Dinge, der ruhelosen Träume? Was uns jetzt den Blick noch trübt, den Vater, die Liebe nicht ganz erkennen läßt, was ist es anders als unser unreines Herz, das nur ein trüber Spiegel ist und alles göttliche Licht dämpft? Das aber soll von uns genommen werden, und dann gilt das Wort dessen, der in seiner Reinheit hier schon den Vater schaute: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Alle Gaben also wollen wir pflegen und verwerten; kein Nachfolger Pauli darf sie verachten: jede Anlage, jedes Vermögen der Erkenntnis soll gebildet und verfeinert werden zu seiner höchsten Leistungsfähigkeit. Aber das sind doch nicht die Dinge, die uns Gott näher bringen, Ihn erkennen lassen, wie Er uns erkennt, so daß unser Verhältnis zu ihm wird wie das unsers Meisters: „wie mich mein Vater kennet und ich kenne den Vater“ — das vermag nicht Wissenschaft, nicht Begabung, sondern allein die Liebe. Und wie sie ewiges Leben in uns schafft, so bleibt sie selbst ins ewige Leben hinein, nie veraltend.

Wahre Liebe ist kein Stückwerk, ist ganz und gar, wie wir zuvor erkannt haben. Es ist die fromme Liebe, die alles glaubt und hofft, darum durch nichts irre wird, nur immer tiefer hineindringt in das herrliche, geliebte Wesen, das sie nie enttäuscht. Die Liebe faßt ihren Gegenstand in seinem Herzpunkte, vom Mittelpunkt dehnt sie sich aus nach dem Umkreis. Da giebts kein Stück, das nachher abgetragen werden muß, es gilt nur: tiefer hinein, höher hinauf!

Wahre Liebe kann nie kindisch werden; sie ist, was immer kindlich, immer jung bleibt. Kindlich gerade muß sie sein in ihrer vollen, zweifelsfreien, unbefangenen Hingabe und hingegebenem Vertrauen, in diesem ungebrochen einheitlichen Wesen: ganz und gar und ohne Rückhalt. Wir sollen umkehren und werden wie die Kinder. Das bezieht sich ja nicht auf unser Erkennen, Empfinden, Urteilen: „Liebe Brüder, werdet nicht Kinder an dem Verständnis, sondern an der Bosheit seid Kinder, an dem Verständnis aber seid vollkommen!“ Kinder an selbstloser, aller Tücke und Mißtrauens barer Liebe, die sich ganz vergißt im andern, lieber an sich selbst zweifelt als am Vater und den Brüdern. Sollte man solche Liebe zu den Eltern nicht bis ins Alter bewahren dürfen, ohne kindisch zu werden? Was giebt es Schöneres, ja Heiligeres, als der Kindesblick erwachsener Liebe! Wie viel mehr bleibt unsre Liebe Gottes kindlich, kann nicht altern, nur wachsen! Sie verwandelt sich nicht, behält in sich alles, was sie einmal erfahren und ergriffen. Es ist jetzt schon hier ein seliges Wort: Kind Gottes!

Die Liebe löst jetzt schon — nicht mit klarer Einsicht, nicht zerlegend und jede Frage beantwortend — das Rätsel dieses Lebens: sie schaut von oben hinein in den tiefen Brunnen, auf dessen Grund ihr Kleinod liegt; sie begnügt sich an der gewissen Ahnung, bedarf nicht hinabzutauchen und zu tasten auf dem Grund. Sie weiß es: unerforschlich sind Seine Gedanken; aber sie weiß ebenso gewiß: den Kindern muß ihres Vaters Thun zum Besten helfen. Es handelt sich für die Liebe eben nicht vor allem darum, Gott zu erkennen, sondern von Ihm erkannt zu werden, woraus dann jenes erstere zu seiner

Zeit schon folgen wird: Gotteserkenntnis wird uns nur auf solchem Umweg zu teil. So kehrt der Apostel das Streben nach Erkenntnis um in dem tiefen Wort: „So aber sich jemand dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll. Wo aber jemand Gott liebt, derselbe ist von Ihm erkannt." 1. Kor. 8, 2. 3. Sind wir von Ihm erkannt, anerkannt, als Sein Bild, Sein Kind angenommen? das muß unsre Hauptsorge hienieden sein. Denn wer von Gott erkannt ist, angenommen, zugelassen zu Seinem Herzen, der wird Ihn dort gewiß erkennen, denn er wird Ihn sehen, wie Er ist.

Die Liebe des Vaters und der Brüder macht uns so erkannt von Gott; denn sie ist es allein, die unser Herz reinigen kann von der Selbstsucht, vom Dienste des Vergänglichen, von der Hingenommenheit durch das Irdische; sie reinigt das Herz, wie alle wahre Liebe reinigt und adelt. Ja, „ihre Gluten sind Flammen Gottes," die läutern und säubern das Herz ganz von den Schlacken der Selbstliebe. Kann das Erkenntnis? Kann es Weissagen? So macht Liebe aus unserm Herzen einen reinen Spiegel. Sollte darin nicht dereinst des geliebten Vaters Bild sich ungetrübt wiederspiegeln?

So bleibet nun, bleibet in die Ewigkeit, frei vom Vergänglichen, Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Glaube, der die Geister im Diesseits wie im Jenseits verbindet mit ihrem Ursprung; Hoffnung — denn auch die Zukunft, der wir entgegengehn, wird immer neue Schätze der Ewigkeit uns offenbaren; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen, die Liebe, die ja selbst alles glaubt und hofft, allem Glauben und Hoffen Halt und Grund giebt, die Antwort auf Gottes Liebe in dem Geliebten, dem Sohne! Von solcher himmlischen Liebe gilt: stark wie der Tod ist die Liebe, sie höret nimmer auf.

Ewig bestehen kann Liebe allein! Das wollte ich mit allem Gesagten zu warmer Empfindung bringen! diesen Weg wollte ich weisen hinweg über den verblaßten, irdischen Wortsinn der „Liebe," hinein ins Herz dessen, der uns zuerst geliebt hat; wollte helfen, daß du mit voller Einsicht und Absicht aufnehmest, was bisher vielleicht nur Stimmung und Empfindung gehobener Stunden war: Strebet nach der Liebe! O B

Wie uns Doktor Luther beten lehrt

2. Das Gebet im Namen Christi und die Gewißheit seiner Erhörung

Wer nun als Christ zu Gott als seinem Vater betet, der soll auch der Erhörung seines Gebetes gewiß sein. Ein Zweifel daran darf bei dem Christen nicht aufkommen, sonst zeigt er, daß es mit seinem Glauben traurig bestellt ist. Denn Christus hat die Erhörung der in seinem Namen geschehenden Gebete verheißen, und jedes Christengebet soll in dem Namen des Herrn sich an den Vater wenden. Wer nun betet, ohne zu glauben, daß er erhört werde, der sündigt doppelt, einmal indem er „sein Gebet selbst zu nicht macht und umsonst arbeitet", dann aber indem er

seinen allergetreuesten und wahrhaftigen Gott für einen Lügner und einen losen, ungewissen Mann achtet, als einen, der seinen Zusagen nicht möge oder wolle genugthun, und also durch seinen Zweifel Gott die Ehre und den Namen der Treu, Wahrheit beraubt.

Die Gebete der Ungläubigen, d. h. auch derer, die sich nicht allein auf Gottes Gnade, sondern zugleich auf ihre Werke verlassen und als ein solches auch ihre Gebete betrachten, sind von vornherein unerhört. Also sind umgekehrt die Gebete der Gläubigen, die allein auf Gottes Gnade bauen, der Erhörung sicher. Gern wendet dabei Luther das schöne Wort des Jakobus (1,5—7) an:

„Wer vor Gott bitten will, der bitte also, daß er nit zweifel im Glauben. Denn so er zweifelt, ist er gleich einer Bulgen des Meeres, die der Wind hin und her wegt. Und derselb Mensch nehm ihm nit für, daß er etwas von Gott erlange" ... Das meinet er also, daß desselben Menschen Herzen nit still hält; darumb kann ihm Gott nichts geben. Der Glaub aber macht das Herz still und macht empfählich göttlicher Gaben.

Die Sicherheit der Erhörung und die Abwesenheit alles Zweifels ist in dem Schlußworte des rechten Gebets Amen ausgedrückt.

Aber da liegt die Macht an, daß wir auch lernen Amen dazu sagen, das ist, nicht zweifeln, daß es gewißlich erhöret sei und geschehen werde. Denn es ist nichts anders, denn eines ungezweifelten Glaubens Wort, der da nicht auf Ebentheuer betet, sondern weiß, daß ihm Gott nicht leugt, weil ers verheißen hat zu geben. Wo nun solcher Glaube nicht ist, da kann auch kein recht Gebet sein . . . Merk, daß du mußt das Amen allewege stark machen und nicht zweifeln, Gott höre dir zu gewißlich mit allen Gnaden und sage Ja zu deinem Gebet; und denke ja, daß du nicht alleine da kniest und stehest, sondern die ganze Christenheit, oder alle frommen Christen bei dir, und du unter ihnen in einmüthigem, einträchtigem Gebet, welches Gott nicht verachten kann; und gehe nicht vom Gebet, du habest denn gesagt oder gedacht: Wohlan dieß Gebet ist bei Gott erhöret, das weiß ich gewiß und fürwahr. Das heißt Amen.

Mit diesen Worten, welche die Gewißheit der Erhörung an das Mitbeten aller frommen Christen knüpfen, ist nun nichts andres gesagt, als worauf sich Luther sonst oft beruft, daß die Erhörung der Gebete in dem Namen Christi sicher ist. Denn der Name Christi oder Gottes bedeutet den ganzen Umfang der Offenbarung seiner Gnade und Liebe, deren wir teilhaft sind, weil wir durch Christus erlöst sind und der Christenheit in unserm Glauben angehören.

Denn Gottes Name ist uns gegeben, weil wir Christen worden und getauft sind, daß wir Gottes Kinder heißen und die Sakramente haben, dadurch er uns mit ihm verleibet, also daß alles, was Gottes ist, zu unserem Brauch dienen soll.

In die Gemeinschaft aller Christen werden wir also, wie durch den Glauben, so auch durch das Gebet hineinversetzt. Als deren Glieder bekennen wir uns, indem wir das Vater Unser sprechen.

Du willt auch — redet Luther Gott an —, daß wir nit allein Vater, sondern ingemein unser Vater dich anrufen und also einträchtiglich für allesammt bitten. Wer für die ganze Christenheit betet, für den bittet wieder die ganze Christenheit, und nit ein gut Gebet ist, da einer für sich selbst allein bittet.

Diese Gemeinschaftlichkeit jedes Betens zeigt sich aber nicht nur in der Fürbitte für andre, sondern auch darin, daß die Ziele und Güter, die jeder einzelne im Gebet für sich erstrebt, nicht aus selbstsüchtigen Motiven begehrt werden dürfen, sondern mit den wahren Interessen der christlichen Gemeinschaft zusammenfallen und ein Teil dieser sein müssen. Wenn das nicht der Fall wäre, wer könnte dann die drei ersten Bitten des Vater Unsers aus vollem Herzen sprechen?

Wenn wir diesen Zusammenhang beachten, dann kann uns die Versagung mancher Bitte, die wir vergeblich an Gott gerichtet haben, nicht mehr befremden, noch uns an dem festen Glauben an die Gewißheit der Erhörung unsrer Gebete irre machen. Vielmehr ist zu sagen, daß das Gebet, dessen Nichterfüllung wir beklagen möchten, eben nicht den Absichten entsprochen hat, welche Gott mit seiner Christenheit und in dieser mit uns selbst hat, also schon gar nicht einmal in dem Namen Christi geschehen war. Denn der rechte Christ, der in seines Herrn Namen betet, vergißt dabei nie auch die dritte Bitte des Herrengebetes zu sprechen, und wie sein Meister sagt er: Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Und das wußte Luther sehr wohl, wenn ihn selbst auch manchmal die Leidenschaft seines feurigen Temperaments dazu hinriß, Gott durch die dringende Berufung auf seine Verheißungen die Erfüllung einer Bitte abzwingen zu wollen, wie im Jahre 1540, als er Melanchthon in Weimar gleich einem Sterbenden angetroffen hatte. Aber wenn Luther ruhig über das Gebet lehrte, empfahl er eine andre Stimmung als den Boden, dem es entsprießen sollte:

Herr Gott, ich bin deine Creatur, mach es mit mir, wie du willst, es gilt mir gleich, ich bin ja dein, das weiß ich; und wenn du wolltest, daß ich diese Stunde sterben sollte, oder irgend ein großes Unheil leiden, so wollt ichs doch von Herzen gern leiden . . . . Unser Wille, gegen deinen geachtet, ist nimmer gut, sondern allzeit böse; dein Wille aber ist allzeit der beste, überaus zu lieben und zu begehren. Darum erbarme dich unser, o lieber Vater, und laß nicht nach unserem Willen etwas geschehen. Gieb und lehre uns gründliche Geduld haben, wenn unser Wille gebrochen wird oder verhindert . . . .

Die Ungeduld ist die Frucht eben, dabei du erkennen sollst den scheinenden, falschen, tückischen guten Willen. Denn ein grundguter

Wille wenn er verhindert wird, spricht also: Ach Gott, ich meinte, es sollte so gut sein, so es aber nit sein soll, bin ich zufrieden, gescheh dein Wille.

Wenn man in diesem Sinne des kindlichen Gehorsams zu Gott betet, dann geschieht das Gebet in der That im Namen Christi. Denn dann weiß man in seinem christlichen Glauben, daß Gott allein „aus Abgrund göttlicher Gütigkeit“ allen unsern Bitten und Begierden schon

zuvorkommt durch sein gnädig Zusagen und Heißen, auf daß wir erlernen, wie gar viel mehr er für uns sorgt und mehr bereit ist zu geben, denn wir zu nehmen und suchen, kühn werden tröstlich zu bitten, sintemal er alles und mehr darbeut, denn wir bitten mögen.

Und so soll man in aller Not des Lebens in gläubigem Vertrauen Gottes Hilfe suchen; denn er will helfen und hilft in göttlicher Weisheit, wenn wir auch die Wege, die er uns führt, nicht immer verstehen und durchschauen.

Man soll sich in diesem Vertrauen also halten, daß man Gott nit ein Ziel steck, Tag oder Statt stimme, noch die Weise oder Maße setze seiner Erhörung; sondern das alles seinem Willen, Weisheit und Allmächtigkeit heimgeben, nur frisch und fröhlich warten der Erfüllung, doch nit wissen wollen, wie und wo, wie lang, wie bald, durch welche denn seine göttliche Weisheit wird überschwenglich bessere Weis und Maß, Zeit und Statt finden, denn wir gedenken mögen. O R

Zur richtigen Beurteilung Goethes

1. Christliche Reue oder Eigenliebe?

Den gedankenreichen Ausführungen, welche uns der Aufsatz über die Reue in der ersten Nummer dieses Jahrgangs gebracht hat, will ich nichts hinzusetzen. Nur gegen den formalen Ausgangspunkt, gegen die Verurteilung von Goethes Wort, wie es uns von Eckermann überliefert ist, wage ich einen Einspruch zu erheben.

Auf mich hat dieses Wort, als es mir vor Jahren zum erstenmal begegnete, mit der Kraft einer plötzlichen Erleuchtung gewirkt. Ich habe ihm eine persönliche sittliche Förderung zu verdanken. Da wird man es begreifen, daß ich Anstoß nahm an dem Aergernis, welches eben dieses Wort dem Verfasser gegeben.

Nicht, daß ich versuchen wollte, Goethe zu retten, seinem Ausspruch einen christlichen Sinn unterzulegen. Gewiß, das wäre verfehlt genug. Goethe ist nun einmal der große Heide, mit dessen Geist wir alle getränkt sind, der mehr als ein andrer der Vater unsrer neuheidnischen Weltanschauug zu heißen verdient. Aber je mehr ich diese Thatsache anerkenne, ja eben weil ich sie anerkenne, widerstrebt es mir, einen spezifisch christlichen Maßstab an seine Worte anzulegen. Auch Goethe, so wenig die Wirkungen abgeschlossen sind, die von ihm ihren Ausgang genommen haben, ist uns doch heute eine historische Persönlichkeit und beansprucht eine historische Betrachtung.

Gegen diese Forderung aber scheint mir der Verfasser zu verstoßen, wenn er Goethes Wort mit christlicher Reue in Zusammenhang bringt. Goethes Ethik war Humanität, eine Humanität, die freilich von christlichen Motiven — mehr als ihr selbst bewußt — durchsetzt war, die aber doch den Begriff von Sünde und Schuld und folgerichtig den der Reue nicht kannte. Und eben weil Goethe diese Begriffe so fern lagen, kann ich mich nicht davon überzeugen, daß er in seinem Gespräche mit Eckermann gegen sie polemisirt haben sollte. Er sprach meines Erachtens auch hier nur aus dem Ideenkreise seiner humanitären Ethik heraus, und was er tadeln wollte, war nichts andres als jene Eigenliebe, welche uns das Leben so schwer machen kann, indem sie uns mit der Erinnerung an kleine, ganz unbedeutende und häufig längst vergangne Fehltritte plagt, die uns vor andern kompromittirt und blamirt haben. Eben auf dem Mißverhältnis zwischen Selbstanklage und Fehler liegt bei Goethe der Nachdruck. In dem Knaben, welcher sich über einen kleinen begangenen Fehler nicht beruhigen konnte, sah er den Mann voraus, der, hypochondrischen Stimmungen hingegeben, über jeden gethanen Schritt stelbstquälerische Reflexionen anstellt und sich alle Freudigkeit an Leben und Handeln verkümmert, weil er stets nachträglich an seinen Handlungen eine schlechte Seite herausfindet. Gegen diese von der

Eigenliebe diktirte Reue des natürlichen Menschen wendet sich Goethe, nicht gegen die ihm fernliegende Vorstellung christlicher und evangelischer Reue. Nur ein Ausdruck ist es, welcher den letztern Gedanken nahe legen könnte, das Wort von dem „zu zarten Gewissen,“ welches Goethe dem Knaben zuschreibt. Dieser Ausdruck ist in der That in hohem Grade mißverständlich, aber er beweist im Grunde doch nur, daß sich christlicher Sprachgebrauch und allgemeiner Sprachgebrauch so wenig decken, wie christliche Ethik und natürliche Moral.

Der Geltungsbereich des Goethischen Wortes liegt nicht innerhalb des Kreises spezifisch christlicher Anschauungen, aber steht zu diesen auch nicht in Gegensatz; er liegt auf dem neutralen Gebiete der moralischen Sentenz, welche freilich die Tiefe christlicher Erkenntnis nicht erschöpft, deren praktische Lebenswahrheit wir aber darum nicht unterschätzen wollen. Es giebt keinen bessern Kommentar zu diesem Worte als den, welchen Goethe selbst im Wilhelm Meister (Lehrjahre, Buch 4, Kap. 12) gegeben hat: Die Eigenliebe läßt uns sowohl unsre Tugenden als unsre Fehler viel bedeutender, als sie sind, erscheinen. Kein Christ wird anstehen, dieses Wort zu unterschreiben. G Bz

2. Das Recht der christlichen Beurteilung Goethes

Ein Punkt, an welchem der verehrte Herr Verfasser vorstehender Zeilen Anstoß genommen, sei mit zwei Worten zunächst klar gestellt. Nichts liegt mir ferner als die Meinung, Goethe habe in dem in Rede stehenden Ausspruch gegen den Begriff der christlichen Reue bewußt polemisirt. Alles, was der Herr Verfasser gegen diese Auffassung sagt — und es füllt dies fast den ganzen vorstehenden kleinen Artikel — hat meine vollste Zustimmung. Wäre mir der Gedanke an dieses Mißverständnis bei Abfassung meines Artikels auch nur flüchtig gekommen, so hätte ich ihm dort schon eine kurze Abweisung zu teil werden lassen.

Aber schwerlich liegt in diesem Mißverständnis der Schwerpunkt des Bedenkens, welches der Herr Verfasser gegen meine Beurteilung des Goetheschen Wortes hegt. Er stellt vielmehr einige prinzipielle Sätze auf, gegen welche auch ich verstoßen haben soll. Ich meine die Worte: Goethe ist nun einmal der große Heide u. s. w. bis zum Ende dieses Absatzes. Ich bin überzeugt, das ist Tausenden unsrer Gebildeten aus der Seele geschrieben. Nichts verdrießt sie mehr, nichts erscheint ihnen so kleinlich und schulmeisterlich, als den Riesen Goethe unter das enge Maß moralischer oder religiöser christlicher Grundsätze zu pressen. Gegen die christliche Beurteilung will auch der Herr Verfasser Goethe schützen.

Zwei Gründe führt er dafür an. Einmal beruft er sich auf sein Gefühl. Es „widerstrebt“ ihm, den „Vater unsrer neuheidnischen Weltanschauung“ unter einen spezifisch christlichen Maßstab gerückt zu sehen. Goethe ist zu sehr der Unsre, wir sind zu sehr mit seinem Geiste getränkt, verdanken ihm zu viel, als daß es nicht pietätlos erscheinen müßte, ihn so zu beurteilen. Nein, laßt uns doch den Goethe so, wie er ist; so ist er uns lieb geworden! Lernt ihn doch als eine geschichtliche Größe verstehen und geschichtlich beurteilen! So bietet sich der zweite Grund dar, Goethe vor falscher Beurteilung zu schützen: die geschichtliche Methode. Also ein subjektiver und ein objektiver Grund wird ins Feld geführt. Prüfen wir zunächst den letztern.

Hier kann ich meinem verehrten Gegner voll Recht geben. Die Frage nach der Stellung Goethes zum Christentum ist eine geschichtliche, also nach den Gesetzen der geschichtlichen Forschung zu vollziehen. Man wird die ablehnende Haltung Goethes gegen eine bestimmt ausgeprägte Christlichkeit aus dem Widerwillen seines gesunden Geistes gegen krankhafte Erscheinungen erklären, welche die damaligen christlichen Richtungen und Ausgestaltungen unzweifelhaft an sich trugen; die Einflüsse entgegengesetzter Art, die Lebensführung, kurz alles mag in Betracht gezogen werden, um Goethes Stellung zum Christentum bald in dieser, bald in jener Zeit seines Lebens zu erklären. Seine Aeußerungen auf den christlichen Geist zu prüfen, wird dabei eine unerläßliche Notwendigkeit werden, und dies geschieht denn auch mit großem Fleiß, ist auch in unsern Blättern z. B. in Bezug

auf die „Iphigenie“ geschehen. Gerade die tief religiösen, die tief sittlichen Aeußerungen und Grundgedanken Goethes fordern zu immer erneuter Prüfung heraus. Nur daß man den rechten Maßstab nehme! Darauf, scheint mir, ist der Nachdruck zu legen. Wem das Christentum Dogmatik, Lehre ist, wer nicht die religiös praktischen Gedanken als den Lebenskern des Christentums erkannt, wird sich beruhigen, Goethe einfach mit meinem Vorredner „den großen Heiden“ zu nennen. So einfach liegt aber die Sache nicht. Goethe hat sich viel zu eingehend mit der Bibel, zumal mit dem Neuen Testamente beschäftigt, hat auch sonst mit seiner offnen Seele viel zu viel christliche Eindrücke in sich aufgenommen, als daß nicht eine Menge christlicher Gedanken ihn beherrscht hätten — darin liegt aber eben wieder unserseits die Berechtigung, ja, um ihn ganz zu verstehen, die Pflicht, ihn auf sein Christentum hin anzusehen.

Aber es ist ungeschichtlich, an ein gelegentlich gesprochenes Wort den christlichen Maßstab anzulegen. — Doch nur, so erwiedere ich, unter einer Voraussetzung. Wenn dieses Wort nämlich aus dem Rahmen der Goetheschen Weltanschauung herausfällt, wenn es dieselbe dürftig und gebrochen widerspiegelt, oder gar wenn es nicht ernst zu nehmen ist. Aber trifft das auf den vorliegenden Fall? Ich habe in meinem Artikel selbst mit kurzen Worten darzuthun versucht, wie dieses Wort Goethes ganz aus seiner Gesammtanschauung heraus geboren ist. Darin stimmt mir ja mein Herr Vorredner auch ganz bei; er führt diesen Punkt sogar noch des weiteren aus. So ist mir auch das Recht, an dieses Goethesche Wort einen christlichen Maßstab anzulegen, mit Berufung auf die geschichtliche Betrachtungsweise nicht zu bestreiten.

Aber was mich veranlaßt hat, von diesem Worte Goethes auszugehen, war ein ganz andrer Beweggrund. Ich sagte mir nämlich, und in meinem Artikel habe ich dies auch ausgesprochen, daß ebenso, wie Goethe hier, weite Kreise unsrer Gebildeten urteilen. Das führt mich zu dem zweiten oder des Herrn Verfassers erstem Satze, mit welchem er Goethe vor der christlichen Beurteilung decken will.

Ist unsern Gebildeten etwa Goethe eine „geschichtliche“ Größe? Nein. Er ist ihnen, und man wird fühlen, inwiefern in diesem Ausdruck ein Gegensatz liegt, eine *religiöse* Größe. In ihm finden sie ein Ideal verkörpert, dessen Erreichung ihnen Frieden verheißt. Was alle Religion gewähren will, Herrschaft über die Welt, Ruhe in sich, Frieden, das zeigt Goethe in einem wunderbaren Maße. Alle Gegensätze scheinen in ihm sich zu lösen oder zu versöhnen, alles Herbe sich in weiche Töne, aller Widerspruch in Harmonie zu wandeln. In erhabner Ruhe, einer Ruhe, deren stete Quelle eifrige Thätigkeit ist, lebt er sich selbst aus und weiß mit einer Kraft der Selbstbeherrschung alles Rauhe, Störende von sich abzuhalten. In der That! Wenn es, abgesehen von den religiösen Genies, irgend einen Menschen gegeben hat, der auf eignem Wege erreicht hat, was andre Sterbliche von ihrem Gotte sich erbitten, Frieden, Versöhnung mit sich und der Welt, frische Thatkraft und ein aufgeschlossenes Herz, so hat es Goethe erreicht, und wir können uns selbst dem Zauber dieser in sich ruhenden Persönlichkeit nicht entziehen. So finde ich es erklärlich, daß Goethe eine Art religiöser Stimmung erwecken kann, daß man in seiner Weltanschauung die Versöhnung sucht, die uns die Religion bieten will und eben doch, nach unsrer Meinung, ganz allein bietet. Gerade in Eckermanns Gesprächen finden sich einige in dieser Beziehung höchst charakteristische Aeußerungen. „Wenn ich nur dich habe und haben kann, dachte ich, so wird mir alles übrige recht sein!“ (I. S. 36). Ist das nicht religiöse Stimmung? „Ich fand ihn,“ heißt es an einer andern Stelle (S. 47) „in einer wunderbar sanften Stimmung, wie einer, der von himmlischem Frieden ganz erfüllt ist, oder wie einer, der an ein süßes Glück denkt, das er genossen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele schwebt“ — daraus begreifen wir, wie ein solcher Zauber von ihm ausgehen konnte.

Wenn dem so ist, wenn viele, und nicht die Schlechtesten unsrer Gebildeten die christliche Weltanschauung mit der ästhetischen Goethes vertauscht haben, wenn sie sich abmühn, hier ihren Frieden und ihr Genüge zu finden, so haben die Vertreter der

bewußt christlichen Weltanschauung immer wieder die Pflicht, nachzuweisen, daß alle christlichen Gedanken bei Goethe nicht zu ihrem vollen Rechte kommen, daß sie durch ästhetische Rücksichten gebunden, nicht bis zu ihrer letzten Konsequenz verfolgt, sondern getrübt sind. Andernteils haben wir immer wieder gerade am einzelnen nachzuweisen, daß die christliche Weltanschauung das wirklich leistet, was hier verheißen wird, daß sie aller ästhetischen Weltüberwindung und Weltverklärung durch die Macht der Wahrheit überlegen ist.

Denn die Weltversöhnung dieser Goetheschen Weltanschauung steht darin in schroffem Gegensatz zur christlichen, daß sie erkauft ist um einen sittlichen Preis. Die Gegensätze, die auf dem Grunde der Seele und des Lebens liegen, Sünde, Schuld und auch der Schmerz, sind hier nicht thatsächlich überwunden, sondern umgangen. Goethe kennt sehr wohl Sünde und Schuld; aber wem das ästhetische Gesetz des Maßhaltens der oberste Grundsatz geworden ist, wird den Abgrund der Schuld umgehen oder verdecken, er wird sich nicht hinein, d. h. christlich verstanden, darüber wagen. Und dies ist wohl der Punkt, wo der größte Kenner des menschlichen Herzens vor des Herzens Tiefen zurückgeschreckt ist — das, was wir Versöhnung in Christo nennen, das, was für uns das Herz des Evangeliums ist, kennt er doch nicht. Und indem ich zu dem uns beschäftigenden Worte Goethes über die Reue zurückkehre — ist eben hier nicht deutlich spürbar, daß es an dem tiefen Ernste der Sündenüberwindung fehlt? Ist es mir denn nicht geglückt, zu zeigen, daß auch an diesem Punkte alles Berechtigte an Goethes Anschauung in der christlichen Anschauung wiederkehrt, nur klarer, geschlossener, jeden Gegensatz aufhebend?

Es wird gerade in unsern Blättern fort und fort die Aufgabe sein müssen, die Ueberlegenheit des Christentums gegenüber jeder noch so glänzenden Weltanschauung darzuthun. Es giebt schlechterdings nichts, was nur immer in das Bereich unsers sittlich-religiösen Lebens fällt, worüber zu urteilen der Christ sich erlassen könnte. Mit allem, was unserm Evangelium Konkurrenz macht, müssen wir den Kampf aufnehmen. Wenn wir der Ueberzeugung sind, daß vielen unsrer Gebildeten Goethe den Weg zu Christus vertritt — damit ist nicht gesagt, daß dies je in Goethes Absicht gelegen hätte, — so wird kein Gefühl der Pietät so stark sein können, die Punkte nicht aufzuzeigen, in welchen er das sittlich-religiöse Urteil verwirrt oder nur scheinbar das tiefste Bedürfnis befriedigt. Nicht weil Goethe kein Christ, sondern weil er einesteils zu viel, andernteils zu wenig Christ ist, darum haben wir auch ein Recht, ihn dem christlichen Urteil zu unterwerfen. P D

Erinnerungen an Ahlfeld

Von welchem Segen ein einziger Mann, wenn er, wie Luther sagt, durch den Glauben ein freier Herr und König aller Dinge, durch die Liebe aber jedermanns Knecht geworden, für eine ganze Stadt, ja für ein ganzes Land und selbst über die Grenzen eines einzelnen Landes hinaus werden kann, das zeigt uns das Leben Ahlfelds, wie es sein Sohn Heinrich Ahlfeld und sein Schwiegersohn Johannes Röntsch beschrieben haben.*) Es dient diesem Buche vielleicht am meisten zur Empfehlung, wenn ich hier aus eigner Anschauung einiges erzähle, was zwar nicht in diesem Buche steht, was aber mit dem darin gezeichneten Bilde trefflich stimmt, Skizzen aus Ahlfelds Leben, die, wie ich hoffe, den Wunsch erwecken werden, das ganze fertige Bild, das die kundige Hand des Sohnes und Schwiegersohnes entworfen, näher kennen zu lernen.

Ich habe das Glück gehabt, in drei Lebensaltern in Ahlfelds Hause zu verkehren, als Kind, als Jüngling und als Mann; immer aber habe ich ihn als denselben kennen gelernt, als einen Mann und Christen, der ebenso bewundernswert war als Hausvater in seinem Hause, wie als Lehrer der heranwachsenden Jugend, wie auch als Pastor der ganzen Gemeinde.

*) Dr. Friedrich Ahlfeld, weiland Pastor zu St. Nikolai in Leipzig. Ein Lebensbild. Halle, Mühlmann 1885. Mk. 4,50, geb. 5,50.

Ich kam als Knabe in Ahlfelds Haus — es wird im Jahre 1852 oder 53 gewesen sein — als Freund und Mitschüler seines ältesten Sohnes Georg, der jetzt als geschätzter und gesuchter Arzt in einer Stadt Norddeutschlands lebt. Es war ein kinderreiches Pfarrhaus, das Pfarrhaus dort am Ende der Ritterstraße in Leipzig, der Nikolaikirche schräg gegenüber, aber es war ein echt evangelisches Pfarrhaus. In wahrhaft mütterlicher Weise waltete darin die Pfarrfrau „den Knaben wehrend, die Mädchen lehrend," eine echte deutsche Hausfrau schon in ihrem Aeußern, wie auch in ihrem ganzen Wesen. Sie war uns allen „die Mutter," der wir alle unsre Sorgen und Wünsche anvertrauen konnten, die wir alle liebten und verehrten, auch ich, der Gast und Fremdling im Hause. Ihr zur Seite stand die Tante, eine Schwester der Pfarrfrau, äußerlich derselben gar nicht ähnlich, aber von einem so sanften Wesen und so liebevollen tiefen Augen, daß wir alles für sie zu thun bereit waren. Nur selten hatte der Vater Zeit, sich uns eingehender zu widmen. Aber dann hatte er auch Interesse für alles, was uns interessirte. Wir sammelten damals Pflanzen, Münzen, Siegel u. dgl.; damit hatten wir jederzeit Zutritt zur Studirstube, und wenn einmal niemand bei dem Vater war, stürmten wir hinein und bestürmten ihn mit unsern Fragen wegen Bestimmung unsrer Pflanzen, Mineralien oder Wappen. Schon damals habe ich bewundert, wie vertraut er mit allen diesen Dingen war, und jetzt, wo ich selbst weiß, wie kostbar die Zeit für einen noch weit weniger beschäftigten Pfarrer ist, bewundre ich vor allem, mit welcher Geduld und gleichmäßiger Freundlichkeit er diese Störungen unsrerseits aufnahm und wie eingehend er sofort alle unsre Fragen beantwortete. Dadurch gewann er aber auch unser ganzes Herz, nicht bloß unsern tiefsten Respekt (den hatte er schon, der konnte durch das, was er wußte, kaum noch vermehrt werden), sondern auch unsre hingebende Liebe und einen freiwilligen Gehorsam. Ich weiß noch, wie leid es uns gethan hat, als wir eines Tages doch nicht völlig gehorsam gewesen waren. Es war Mittwoch Nachmittag, wir „hatten frei" und erbaten uns die Erlaubnis, auf Schimmels Teiche Kahn zu fahren. Ehe wir gingen, sagte der Vater Ahlfeld noch zu mir: Richard, du bist der Aelteste, du giebst acht auf die andern und stehst mir dafür, daß nichts Unrechtes geschieht. Es ging auch alles erst ganz gut. Da kamen wir zufällig, wie man sagt, erst dahinter, wie reizend es ist, wenn man dem Kahne beim Abfahren vom Lande mit dem Fuße einen tüchtigen Stoß giebt und dann noch mit einem kräftigen Absprung nachspringt. Was einmal gelang, wurde wieder versucht, immer weiter wurde der Kahn mit dem Fuße gestoßen, immer länger mit dem Nachspringen gezögert und richtig, Georg der größte, stärkste und kühnste unter uns, sprang endlich zu kurz und fiel ins Wasser. Es war nicht tief, wir waren ja auch alle treffliche Schwimmer, aber wo und wie nun die Kleider trocknen! Erst war wohl großer Jubel, als das Wasser über den allzu kühnen Springer zusammenschlug, und dann der völlig Durchnäßte wie ein Pudel sich schüttelte, da er wieder ans Land gestiegen war; aber was nun anfangen? Es war wohl am besten, wir gingen nach Hause. Aber gleich zu Ahlfelds, wo wir noch beim Fortgehen so ernstlich vermahnt worden waren, das wagten wir doch nicht. Wir gingen daher erst zu meinen Eltern, bekannten alles, trockneten die Kleider, und gingen dann erst nach Hause, ich natürlich voran. Mit klopfenden Herzen traten wir wieder vor den Vater und erzählten alles. Aber sei es nun, daß dies offne und doch ziemlich kleinmütige Bekenntnis dem Vater gefiel, sei es, daß das Komische der geschilderten Situation ihn erheiterte — denn Ahlfeld hatte viel Sinn für Humor, — kurz der Vater lachte, zitirte den bekannten Vers vom Mops, von dem es heißt: „Er sprang zu kurz und fiel hinein" und entließ uns in Gnaden.

Die schönen Jahre, die ich so als Freund der Söhne in Ahlfelds Hause verlebt, werden mir unvergeßlich sein. Unwillkürlich trägt das Bild eines solchen Hauses dazu bei, das eigne Heim nach solchem Vorbild zu gestalten. Ahlfelds Haus dürfte für alle diejenigen, die durch ihren Beruf ihren Kindern leider allzusehr entzogen werden, ein Vorbild sein. Ahlfeld zeigt uns, wie auch bei der denkbar größten Arbeitslast es einem Hausvater möglich ist, seinem Hause und seinen Kindern zu leben. Nehmt nur eure Kinder an, wenn sie zu euch kommen, nehmt teil an ihren Interessen, und ihr werdet ihr Herz und durch ihr Herz auch nachhaltigen Einfluß auf ihre Entwicklung gewinnen.

Dieselbe hingebende Liebe, wie seinen Kindern, brachte Ahlfeld auch seinen Konfirmanden entgegen.

Ich habe leider nicht das Glück gehabt, als Kind seinen Konfirmandenunterricht zu genießen, habe aber als Kandidat und Mitglied des Predigerkollegiums zu St. Pauli in Leipzig zwei Jahre hintereinander dem ganzen Konfirmandenunterrichte Ahlfelds mit beigewohnt: denn das gestattete er gern, und Mütter, Erzieherinnen, Brüder und Schwestern der Konfirmanden machten von dieser Erlaubnis häufigen Gebrauch. Ich darf wohl sagen: Ich habe großen Segen von diesen Stunden davongetragen.

Wenn ich mich aber frage, was es denn eigentlich war, das diesen Unterricht seinen Konfirmanden, Knaben und Mädchen so unauslöschlich eindrucksvoll gemacht hat, so war es wohl dies, daß Ahlfeld hier den Kindern noch viel näher trat, als auf der Kanzel. An jedes Einzelne trat er heran, redete jedes mit dem Vornamen an, die er mit seinem wunderbaren Gedächtnis alle behielt, ging mit seinen Fragen auch auf die besondern Verhältnisse der Kinder ein, die ihm bekannt waren, legte väterlich oft die Hand auf ihr Haupt oder die Schulter, hob freundlich das gesenkte Gesicht in die Höhe, nahm beim Fortgehen von jedem Kinde einzeln mit der Hand Abschied und trat durch das alles den Konfirmanden so nahe, wie ein Vater seinen Kindern.

Sein Unterricht war interessant, geistvoll, anschaulich und faßlich selbst für die Schwächsten; die Hauptsache aber war: Ahlfeld gab nicht bloß Lehre, obwohl er auch darauf hielt, daß etwas Tüchtiges gelernt wurde, sondern Leben. Ins Leben der Christen einzuführen, das Wort Gottes als die uns seligmachende Wahrheit den Kindern zu bezeugen, in die Tiefen seines eignen Glaubens- und Gemütslebens sie hineinschauen zu lassen, das war sein ausgesprochener Zweck. Als lebendiger Zeuge der Wahrheit stand Ahlfeld vor seinen Konfirmanden. So hat sich sein Bild ihnen eingeprägt, und wenn diese Wahrheit selbst ihnen später wankend geworden oder verloren gegangen, an diesem Bilde haben sie sich wieder aufgerichtet. Das war die Kraft, das Geheimnis seines Unterrichts.

In derselben Weise, wie den Konfirmandenunterricht, behandelte Ahlfeld auch die sogenannten Katechismusunterredungen mit den Konfirmirten. Dieselben wurden auf dem Altarplatze der Nikolaikirche alle vierzehn Tage abwechselnd mit den konfirmirten Knaben und Mädchen gehalten.

Durch sie verstand Ahlfeld die Jugend auch nach der Konfirmation noch an sich zu fesseln. Er nannte auch hier alle du, auch die jungen Damen, die diese Unterredungen oft bis zu ihrer Verheiratung noch besuchten. Man rechnete es sich zur Ehre, von Ahlfeld du genannt zu werden. Ich war einst Zeuge, wie ein Kaiserlicher Korvettenkapitän, ein Herr v. W., bei ihm eintrat, von Ahlfeld erkannt, aufs herzlichste begrüßt, dabei aber mit Sie angeredet wurde. Da sagte der große, stattliche Herr: Herr Pastor, Sie haben uns seiner Zeit im Konfirmandenunterrichte gesagt, daß sie alle ihre Konfirmanden fort und fort mit du anreden wollten. Ich bin ihr Konfirmand, ich bitte daher um die Ehre, auch heute noch von Ihnen als ihr Konfirmand betrachtet und du genannt zu werden. Und so geschahs denn auch.

Auch die Brautleute bei der Trauung nannte er du, mochten sie den vornehmsten Kreisen angehören. Als ich einst als Gast zu einer solchen Hochzeit geladen war, sprachen nach der Trauung mehrere junge Männer ihre große Befriedigung über die eben gehörte treffliche und herzliche Traurede aus; nur daß er die Brautleute, auch den ihm nicht näher stehenden Bräutigam, mit du angeredet, wollte etlichen nicht gefallen. Da sagte einer der Hochzeitsgäste, ein Jude, berühmter Musiker und Komponist: Meine Herrn, Sie wissen, ich bin Jude; wenn mich aber ein Mann wie Ahlfeld, eine solche priesterliche Erscheinung durch und durch, mit du anreden würde, so würde ich mir das zur höchsten Ehre schätzen.

Einen tiefen Eindruck machte er auch auf die Verwundeten im Jahre 1866. Als nach der Schlacht bei Königgrätz das

frühere Waisenhaus (jetzt Jakobshospital in Leipzig) zum Lazaret eingerichtet worden war, bekamen auch die ältern Mitglieder des Predigerkollegiums, ihrem eignen Anerbieten gemäß, je eine Abteilung von 70—80 Verwundeten zur seelsorgerischen Pflege überwiesen. Wir besuchten zweimal in der Woche unsre Soldaten, die uns stets mit großer Freude aufnahmen. Das erste Mal aber ging Ahlfeld mit uns. Er trat an jedes Bett, redete mit jedem ein paar Worte, fragte nach der Heimat, Vater und Mutter, traf mit wenigen Worten immer gleich den rechten Punkt, gab auch immer gleich, was nötig war, Trost und Mahnung, und wir folgten lauschend und staunend nach. Da fragte mich einige Tage später, als ich dieselben Kranken allein besuchte, einer derselben, wer denn der hohe Herr gewesen sei, der uns das erste Mal geführt. Er habe ihn nicht gekannt, sagte er, als ich ihm den Namen Ahlfeld nannte, aber vor dem habe er noch auf dem Krankenbette sich in Position gelegt.

Doch, ich greife vor. Ich stehe schon mitten in der zweiten Periode meines Lebens, in der ich als Mitglied des Predigerkollegiums zu St. Pauli in Leipzig von neuem Ahlfeld näher trat.

Ich muß es mir versagen, an diesem Orte eine eingehendere Schilderung unsers damaligen Lebens, Thuns und Treibens im Predigerkollegium zu geben. Nur so viel darf ich sagen: die zwei vollen Jahre, die ich dort verlebt, gehören zu den schönsten meines Lebens. Von all den Männern, die uns damals, jeder in seiner Weise und an seinem Teil, für das geistliche Amt vorbereiteten, denen wir zu lebenslangem Danke verpflichtet sind, nenne ich nur zwei: Brückner und Ahlfeld. Brückner, der Begründer des Predigerkollegiums und die Seele des Ganzen, der unsre homiletischen Studien leitete, und Ahlfeld, der uns in das Gebiet der sogenannten praktischen Theologie einführen sollte. Beide berührten sich daher mannichfach in dem, was sie uns boten. Aber während Brückner vor allem Prediger, womöglich großstädtische Prediger, Erweckungsprediger zu bilden suchte, gab uns Ahlfeld das Verständnis dafür, was es heiße, Pfarrer, Seelsorger zu sein, und weckte das Verlangen danach, als Pastoren, wo es auch sein möge, auch am kleinsten Orte, Gott an den Seelen der Menschen zu dienen.

Wöchentlich zwei Stunden, Dienstags früh von 7—9 Uhr, widmete uns Ahlfeld seine Zeit. Oft brannten im Winter die Gaslaternen noch, wenn wir früh vor 7 Uhr in die trauten Räume des Predigerkollegiums eilten; denn Ahlfeld war immer schon vor 7 Uhr da und fing pünktlich an. Er war überhaupt ein Mann der Pünklichkeit und empfahl auch uns für unser künftiges Amtsleben „militärische Pünktlichkeit." Wir wußten auch, daß er Sommer und Winter früh um 5 Uhr aufstand, sich selbst Feuer anzündete, Kaffee bereitete und von 5 Uhr an arbeitete. Der frühe Morgen war seine Arbeitszeit. Da studirte er. Am Tage kam er vor der Fülle der Amtsarbeiten und Geschäfte nicht zum Studiren. So war er, wenn Leute zu ihm kamen, immer fertig und konnte sich ihnen und ihren Angelegenheiten ungeteilten Herzens widmen. Das war auch ein Stück seiner Pastoralweisheit. Am Tage muß der Pastor immer fertig sein, um jedem Gemeindegliede mit Rat und That dienen zu können. Ist er mit der Ausarbeitung seiner Predigten, Reden und dergleichen noch nicht fertig, so erscheint ihm jeder Besuch von Gemeindegliedern als eine lästige Störung, jede Abholung zu einem seelsorgerischen Besuche als eine Abhaltung; hat er aber am frühen Morgen oder späten Abend — das ließ Ahlfeld der Individualität frei — sein Tagespensum bereits vollendet, so kann er sich mit ganzem Herzen allem widmen, was im Laufe des Tages an ihn herantritt.*) In diesen frühen Morgenstunden hat auch er seine Predigten aufs sorgfältigste ausgearbeitet, obwohl ihm die Gabe der freien Rede wie kaum einem andern zur Verfügung stand; und er gab auch uns den Rat, wenn wir auch in unserm zukünftigen Amte noch so viel beschäftigt wären, doch stets die Predigt sorgfältig auszuarbeiten. Die Zeit sei dehnbar. Man möge nur früh aufstehen oder spät zu Bett gehen, dann werde man stets Zeit zur Ausarbeitung haben. Wir wagten daher auch niemals zu spät zu kommen, und wenn wir damals wohl auch noch nicht alle nach dieser Vorschrift unsers Meisters zu arbeiten pflegten, bemühten wir uns doch wenigstens am Dienstag Morgen frühzeitig aufzustehen, um bei seinem Erscheinen, wie er es gern hatte, vollzählig versammelt zu sein. An diesen Tagen trieben wir nun praktische Theologie nach Ahlfelds Weise. An dem einen Dienstag wurden die großen Prediger der Kirche gelesen, von Chrysostomus an bis in die neueste Zeit. Einer von uns hatte das Referat, die andern lasen nach, wobei uns seine reiche Bibliothek stets zur Verfügung stand; dann wurde die Sache besprochen, und Ahlfeld entwickelte uns seine eigne, immer ganz originelle Anschauung. Am andern Dienstag aber referirte er selbst, berichtete über seine hauptsächlichsten amtlichen und seelsorgerischen Erfahrungen in den letzten vierzehn Tagen und fragte uns nun: Was würden Sie in diesem Falle gethan haben? Da bekamen wir einen Einblick in eine seelsorgerische Thätigkeit von einem Umfang, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann. In allen möglichen Angelegenheiten und von allen Seiten, auch aus weitesten Fernen her wendete man sich an ihn und bat um Rat, um Hilfe, um Befürwortung. Und überall wußte er zu raten und zu helfen. Unerschöpflich war seine Fürsorge, seine Geduld, seine Arbeitskraft auch auf diesem Gebiete. Hier führte er uns auch in eigne Arbeit ein, teilte uns Arme, Kranke, Notleidende zu, die wir zu besuchen und zu pflegen und über die wir ihm dann wieder zu berichten hatten. Hier gab er uns auch ein systematisch geordnetes Referat über die hauptsächlichsten Zweige der praktischen Theologie. Das, was wir uns damals von seinen Bemerkungen niedergeschrieben, bildet noch heute für mich eine unerschöpfliche Fundgrube praktischer Weisheit. Seine Ratschläge in Bezug auf Konfirmandenunterricht, Aufnahme der Aufgebote oder Verlobung, wie wir damals noch sagten, über Katechismusunterredungen, Armenpflege u. s. w. geben noch heute, wie ich weiß, vielen seiner damaligen Schüler die Richtschnur ihrer Thätigkeit auf diesen Gebieten. Wir haben oft unsern verehrten Lehrer gebeten, das, was er uns in diesen Stunden gegeben, durch den Druck einem größern Kreise zugänglich zu machen; er hats uns auch versprochen und auf die Tage des Alters verschoben, ist aber dann doch nicht dazu gekommen. Vielleicht findet sich später einmal Gelegenheit, aus diesen Aufzeichnungen einiges zu veröffentlichen. Nur eine bemerkenswerte Erfahrung in Bezug auf die Aufnahme des Aufgebots oder der Verlobung möchte ich hier anführen.

Ahlfeld ließ wenigstens in jener Zeit, von der wir reden (später ist dies ihm wohl zu viel geworden, und er hat sich auch darin beschränkt), alle Brautpaare zu sich kommen und sagte ihnen in Frage und Antwort, worauf es ankomme, wenn sie glückliche Eheleute werden wollten. Eheleute müßten vor allem häuslich, einträchtig und gottesfürchtig sein, dann würden sie gewiß auch glücklich sein. Das führte er nun je nach den Verhältnissen der Verlobten verschieden aus; der Gang aber, sagte er, bleibe immer derselbe. Ich denke da, pflegte er zu sagen, wie St. Paulus: daß ich euch immer dasselbe sage, verdreußt mich nicht, macht aber mich desto gewisser. Man muß da für alle Fälle immer etwas Bestimmtes bereit haben. — Diese Unterredungen sind vielen Eheleuten ein bleibender Segen geworden, für den sie dem teuren Seelsorger noch im Grabe danken. Nun hatte ich einen Freund, einen frühern Schulkameraden von der Volksschule her, einen jungen Kaufmann in guten Verhältnissen. Der erzählte mir Folgendes: Ahlfeld hatte in jenen Jahren, was bei seinem entschiedenen Auftreten wohl kein Wunder war, mit mancherlei offner oder versteckter Feindschaft oder wenigstens Opposition zu kämpfen. Er war in vielen Kreisen als Mucker und Dunkelmann verschrieen. Auch diese Unterredungen mit den Brautleuten sah man als eine Neuerung mit scheelen Augen an. So hatte denn auch mein Schulfreund gehört, Ahlfeld habe das sogenannte Brautexamen wieder eingeführt und hatte sich vor-

*) Doch konnte Ahlfeld, wenn es nötig war, die Leute auch sehr kurz abfertigen. Als ich eines Tages mit ihm nach Hause kam, stand im Vorzimmer ein Mann von wenig vertrauenerweckendem Aussehen. Ahlfeld fragte ihn, was er wolle. „Ich will mich scheiden lassen," war die Antwort. „Ach was", sagte Ahlfeld, der die Ursache des ehelichen Unfriedens sofort an dem Fuselgeruch erkannte, den der Mann um sich verbreitete, „scheiden Sie sich erst von ihrem Schnapse, dann kommen Sie wieder." — Ganz verblüfft blieb der Mann stehen und ging dann brummend ab. Ich fragte später mehrmals, ob er denn wieder gekommen sei. „Hat sich nicht wieder sehen lassen", war die Antwort.

genommen, dem guten Herrn Pastor auf seine Fragen die rechte, wohlverdiente Antwort zu geben. Aber es kam anders, als er sich gedacht. Ahlfeld hatte ihn und seine Braut in so herzgewinnender Weise empfangen, hatte zuerst mit der Braut, seiner frühern Konfirmandin, dann mit ihm selbst in so väterlicher Weise geredet, hatte so verständig und überzeugend gesprochen, daß mein Freund darüber ganz vergessen hatte, was er dem Herrn Pastor hatte sagen wollen, und noch nach Jahren mir erzählte, wie er und seine Frau in guten und bösen Tagen immer wieder an das denken müßten, was ihnen damals Ahlfeld mit auf den Lebensweg gegeben hatte. Mein Schulfreund war seitdem ein eifriger Hörer und Verehrer, sowie ein tapfrer Verteidiger Ahlfelds in seinen Kreisen geworden. So gewann Ahlfeld unbewußt durch seine seelsorgerische Thätigkeit immer neue Freunde. Am Ende seines Lebens war wohl alle Opposition überwunden, und heute sind alle Leipziger darauf stolz, einen Mann wie Ahlfeld den Ihrigen genannt zu haben.

Doch auch das greift bereits wieder über das, was ich erzählen wollte, hinaus.

Es sei mir gestattet, zum Schluß nur noch einiges über meine amtlichen Beziehungen zu Ahlfeld zu berichten.

Ich durfte auch über die Zeit des Predigerkollegiums hinaus mit Ahlfeld in Verbindung bleiben. Ich war Pfarrer in einem der Vorstadtdörfer von Leipzig geworden und konnte den schwierigen Aufgaben, die dort in einer Arbeitergemeinde von ungefähr 5000 Seelen einen jungen Mann erwarteten, nur dadurch gerecht werden, daß ich in allen fraglichen Angelegenheiten mir den Rat meiner bisherigen Lehrer und Freunde, besonders Brückners, Lechlers und Ahlfelds einholte. Zu Ahlfeld aber hatte ich eine besondre Beziehung. Zunächst bekam ich meinen ersten Gehalt aus seiner Hand. Die Gemeinde, deren Pfarrer ich geworden war, hatte bis vor wenigen Jahren weder eine selbständige Kirchengemeinde, noch auch einen Teil einer solchen gebildet. Die ersten Häuser derselben waren längs der Chaussee auf dem früher zur Straße gehörigen königlichen Grund und Boden erbaut worden, gehörten darum, obwohl unmittelbar vor den Thoren Leipzigs gelegen, doch nicht zu Leipzig. Nur aus christlicher Nächstenliebe waren die Kinder der meist unbemittelten Bewohner dieser Häuser in der Nikolaikirche in Leipzig getauft, in der Johanniskirche konfirmirt, die Toten auf dem Leipziger Gottesacker begraben worden. Doch war den Leuten, auch als sie zur politischen Gemeinde herangewachsen, immer wieder gesagt worden, daß sie zu alledem kein Recht hätten und daß sie so bald als möglich sowohl aus der Kirche, als vom Gottesacker würden hinweggewiesen werden. So war denn vor den Thoren Leipzigs eine Gemeinde von über 3000 Seelen entstanden, die doch keine kirchliche Gemeinde war, keine Kirche, keinen Gottesacker, keinen Pfarrer und Seelsorger hatte, aber auch nirgends, wie der technische Ausdruck lautet, eingepfarrt war. Das hatte Ahlfeld, als er eben von einer freiwillig übernommenen Krankenkommunion da draußen zurückgekehrt war, in einem Kreise befreundeter Männer erzählt und gesagt, das müsse durchaus anders werden. Da war am andern Morgen ein Mann zu ihm gekommen, dem es tief zu Herzen gegangen war, ein Mann, der, nachdem ihm in kurzer Frist hintereinander alle seine Kinder durch den Tod entrissen worden waren, seine Freude darin gefunden hatte, die Schmerzen andrer zu lindern und mit seinen nicht allzugroßen Mitteln zu helfen, wo er konnte. Der hatte sich erboten, zur Begründung eines eignen Pfarramtes und Anstellung eines eignen Geistlichen die Summe von 400 Thalern jährlich zu zahlen. Das war denn auch nach Ueberwindung von mancherlei Schwierigkeiten von den Behörden angenommen, ein eignes Pfarramt begründet, ein eigner Pfarrer angestellt worden und nachdem mein Vorgänger, ein sehr begabter und thätiger Mann, sieben Jahre in der Gemeinde gearbeitet und gleichsam den Boden geebnet und vorbereitet hatte, war ich nun als Pfarrer angestellt worden und erhielt als solcher vierteljährlich meinen Gehalt aus Ahlfelds Hand, bis er mir eines Tages sagte: Heute habe ich kein Geld für Sie, Ihr Wohlthäter ist gestorben. Es war der Kaufmann Gustav Rus. Wie nun Ahlfeld dazu behilflich war, daß dieser Gehalt, der nun von der ganzen armen Gemeinde getragen werden sollte, nach langen Verhandlungen

doch noch aus den der damaligen obersten kirchlichen Behörde zu Gebote stehenden Mitteln bezahlt wurde, wie er sich auch hier als Seelsorger, Berater und Freund einer ihm eigentlich nicht zugehörigen Gemeinde erwiesen, will ich hier nicht weiter ausführen; nur eins will ich noch erwähnen, seine Thätigkeit zur Erbauung einer eignen Kirche in dieser Gemeinde.

Das Streben Ahlfelds war von Anfang an auf Begründung einer eignen Parochie und dann erst auf Erbauung einer eignen Kirche gerichtet gewesen. Bei der hohen Wichtigkeit, welche die Frage der Parochialtrennung vor allem für die großen Städte auch in unserm engern Vaterlande Sachsen, ganz besonders aber für Berlin, Breslau u. s. w. gewinnt, möchte ich doch auch hier auf Ahlfelds Stellung zu dieser Frage hinweisen. Nur nicht mit Kirchenbauten anfangen! pflegte er zu sagen, am wenigsten mit dem Bau großer „monumentaler“ Kirchen. Das sind keine Predigtkirchen, die brauchen wir Evangelischen nicht, die nützen uns nichts und verschlingen viel Geld. Die Kunst in Ehren! Aber die Kirche ist nicht für die Kunst, sondern die Kunst ist für die Kirche, und die Kirche soll nicht der Kunst, sondern die Kunst soll der Kirche dienen. Erst die großen Parochien teilen, eigne Pfarrer anstellen, selbständige Kirchengemeinden gründen! Die mögen dann zu Anfang noch in einer Schule oder anderm Saale zusammenkommen, dann wird man schon selbst darauf sinnen, wie man zu einem eignen Gotteshause kommen kann, und an Unterstützung wirds dann gewiß nicht fehlen.

Wenn man doch diese gesunden Ansichten Ahlfelds in Berlin, wenn man sie doch in der Stadt Ahlfelds selbst, in Leipzig, zur Anwendung bringen wollte, wo infolge des schon Jahre lang dauernden Umbaues der Thomaskirche, der schon Hunderttausende verschlungen hat, nach dem Brande der Lutherkirche 41441 Seelen ohne eigne Kirche waren und auf einen Geistlichen mehr als 10000 Seelen kommen! Man klage nicht über das Anwachsen der Sozialdemokratie und die Unkirchlichkeit der sogenannten „Massen,“ wenn in solcher Weise die Massen vernachlässigt werden.

Getreu den ausgesprochenen Grundsätzen Ahlfelds war denn auch bei Begründung meiner damaligen Parochie verfahren worden. Erst war ein Pfarrer angestellt und ein eignes Kirchenwesen begründet worden. Dann erst hatte man die Sammlung eines Kirchenbaufonds in die Hand genommen.

Dieser Kirchenbaufonds war nun, als ich dort als Pfarrer antrat, auf etwa 14000 Thaler angewachsen. Da aber der Kirchenbau auf 35000 Thaler veranschlagt war, demnach zur Vollendung des Baues noch immer über 20000 Thaler fehlten, auch alle Hilfsquellen nach Veranstaltung einer allgemeinen Landeskollekte sowie einer Hauskollekte in Leipzig bereits erschöpft schienen, war von den Behörden angeordnet worden, den Bau zu beginnen, das Schiff der Kirche ohne Turm soweit auszubauen, als die Mittel reichten und dann die Kirche mit einer Interimsmauer abzuschließen, damit nur Gottesdienst gehalten werden könne. Darüber war denn die ganze Gemeinde tief betrübt, ja zum Teil entrüstet; man sagte sich, wenn die Kirche jetzt nicht fertig wird, so wird sie niemals fertig, und ich wurde nun der Anwalt der Gemeinde bei den hohen und höchsten Behörden, während Ahlfeld mir immer wieder ratend und helfend zur Seite stand.

Auf seine Veranlassung stellte ich die Lage der Gemeinde in einem der gelesensten öffentlichen Blätter dar und bat um Hilfe zur Erbauung eines Turmes und Vollendung einer, wenn auch etwas kleineren Kirche, deren Plan mir ein befreundeter junger Baumeister entworfen. Das hatte denn einen wunderbaren Erfolg. Ich hatte mich bei alledem, was mir oblag, etwas überanstrengt und lag krank darnieder. Da erhielt ich von Ahlfeld einen Brief mit folgendem in Form eines ärztlichen Rezepts geschriebenen Inhalte:

Recipe: 5,500 Thalerorum ad aedificandam turrem tuam [Nimm 5500 Thaler zur Erbauung deines Turmes].

NB. Diese Dosis ist nur einmal zu nehmen, wird aber genügen, um unsern Patienten wieder völlig gesund zu machen.

Dr. med. Friedrich Ahlfeld.

Wirklich war alles Unwohlsein meinerseits wie verschwunden. Ich machte mich sofort auf, fuhr zu Ahlfeld, und erfuhr, daß ein einziger Mann (dessen Namen ich nun wohl auch nennen darf, denn er ist schon seit Jahren heimgegangen, es war der Kaufmann C. Voigt in Leipzig), 5500 Thaler zur Erbauung unsers Turmes und Vollendung unsrer Kirche geschenkt und seinem Freunde und Beichtvater zur Uebermittlung an mich übergeben hatte. Wie glücklich ich, wie glücklich die Gemeinde war, läßt sich nicht beschreiben. Mit Recht wurde von dem Vertreter der obersten kirchlichen Behörde am Tage der Einweihung der Kirche gesagt: Wenn diese Kirche jetzt fertig vor uns steht, so ist das, nächst Gott, in erster Linie Ihnen zu danken, verehrter Herr Pastor D. Ahlfeld, der Sie den Grundstein dazu gelegt und auch die Einfügung des Schlußsteines ermöglicht haben.

So hat sich Ahlfeld außer dem Denkmal in den Herzen von vielen Tausenden seiner Hörer, Beichtkinder, Konfirmanden und Schüler auch ein Denkmal von Stein gesetzt, wie es ein schöneres für einen Geistlichen nicht geben kann, eine Kirche; in seinen Schülern aber hilft er noch heute mit bauen an der großen unsichtbaren Kirche, da Jesus Christus der Eckstein ist zur Ehre Gottes des Vaters. R W

Ultramontane Reisebilder aus Norddeutschland

1

Immer mehr wird jeder einzelne Zweig der Litteratur ultramontan patentirt. Auch der Reisehandbücher hat sich der Ultramontanismus bemächtigt; wir erinnern nur an Woerls Reisebibliothek, welche wahre Perlen „objektiver“ Schilderungen enthält, z. B. Bilder aus Schwaben von Pfarrer Hofele. Das ganze Leben des Katholiken daheim und auf der Reise soll mit den Maschen der Kirche umsponnen sein; der Katholik soll, wenn er einmal hinauskommt aus seiner Umgebung und so vielleicht freiere Luft atmen könnte, nicht mit seinen eignen deutschen Augen sehen, sondern durch gut römische Brillen.*) Das ist auch der Grund, warum neuerdings fast alle ultramontanen Zeitungen, Tages-, Wochen- und Monatsschriften Reiseberichte, Reisebriefe, Reisebilder bringen.

Merkwürdig, daß die ultramontanen Reiseschriftsteller oder solche, die sich dazu berufen fühlen, neuerdings mit Vorliebe in protestantische Länder und Gegenden reisen und dann ihre Reiseeindrücke in den Zeitungen niederlegen! In diesen Ländern, die ja bekanntlich „Missionsgebiet“ sind, ist freilich für ultramontane Augen alles Protestantische nicht erfreulich; dagegen giebt es katholische Erinnerungen, die, wenn auch nicht ohne Mühe, wach gerufen werden können, giebt es Gelegenheit, vom Vordringen des Katholizismus zu berichten oder den Protestantismus anzuklagen und zu beschimpfen.

Nun wissen wir recht gut, daß auch evangelische Reisende von ihren Reisen in katholischen Ländern oft recht sonderbare Eindrücke mit nach Hause bringen, daß manchen Protestanten die Fähigkeit abgeht, sich in die ganze katholische Lebens- und Auffassungsweise zu versetzen und ihre mannichfaltigen Aeußerungen aus dem Wesen des Katholizismus zu begreifen. Das führt dann zu schiefen und unbilligen Urteilen. Aber es sind doch immer nur einzelne Erscheinungen; in der immer zahlreicher werdenden ultramontanen Reiselitteratur dagegen ist System. Die katholischen Leser werden jahraus jahrein mit römischer Auffassung einer Reise genährt, und so wird ganz von selbst ihr Sinn auf das gerichtet, was sie nach ultramontaner Absicht allein sehen sollen, wenn sie reisen; so bringt dann schließlich jeder Katholik dieselben Reiseeindrücke mit nach Hause, die ihm durch unabläßige Lektüre in Fleisch und Blut übergegangen sind. Und das Ergebnis ist das beabsichtigte: statt zu einer gerechteren Auffassung des Protestantismus durch eignes Reisen in protestantischen Ländern veranlaßt zu werden, dient das Reisen nur dazu, einerseits das Pharisäertum zu nähren, andrerseits den Haß gegen den Protestantismus zu schüren.

Das ist die bewußte und gewollte Absicht aller ultramontanen Reiseschilderungen, die uns vorliegen. Wir haben je den Jahrgang 1887 einer Monats-, einer Wochen-, einer Tageszeitung vor uns, und in merkwürdiger Uebereinstimmung steuern alle auf dasselbe Ziel los. Sehen wir an ein paar herausgegriffenen Zügen, wie sich die evangelische Welt im Kopfe eines solchen Ultramontanen spiegelt.

Da hat ein Herr, der sich Montanus zeichnet, in den ersten vier Heften der bei Woerl in zwanzig Heften erscheinenden Zeitschrift: Die katholische Bewegung in unsern Tagen, herausgegeben von Dr. H. Rody, Reisebilder aus Norddeutschland veröffentlicht. Es verlohnt sich der Mühe, gerade diese näher anzusehen, weil sie in einer Zeitschrift stehen, die ihrer ganzen Haltung nach auf die gebildete katholische Leserwelt rechnet und sich auch noch ein wenig im Tone von dem herkömmlichen Stile der populären Hetzblätter unterscheidet. Die Leser unsers Blattes wird vor allem interessiren, wie die auf unsre gebildeten katholischen Mitbürger berechneten Reiseschilderungen aussehen; sie dürfen hieraus schließen, wie die für Halbgebildete und Ungebildete zugeschnittenen Reiseschilderungen der Kaplanspresse ausfallen mögen.

Montanus hat die Reise zwar schon 1883 gemacht, hält aber die Erfahrungen derselben für wert, noch im Jahre 1887 veröffentlicht zu werden; wir dürfen uns daher wohl auch noch im Jahre 1889 damit beschäftigen. Was ihn nach dem Norden zog, war die Thatsache, „daß in Norddeutschland das katholische Leben und Wirken erfreuliche Fortschritte macht.“ Schon in Frankfurt kommt ihm aber der Wunsch, daß es damit rascher vorwärts gehe; er findet es wünschenswert, daß daselbst ein oder zwei neue Pfarreien gegründet werden. Die neugegründete „Missionsstation“ in Bornheim dagegen bekommt hohes Lob. Nun, es ist uns nicht unbekannt, wie die Proselytenmacherei in

---

*) Dem Leipziger Korrespondenzblatt (Zentralorgan für die Interessen der Gehilfenschaft des deutschen Buchhandels) entnehmen wir Nachstehendes:

In Nr. 203 der Schwäbischen Chronik findet sich folgende amüsante Notiz: Für ein Buch Reklame zu machen, ehe es gedruckt ist, gilt nicht für fein. Aber es giebt Ausnahmen, und eine solche dürfte das Reisehandbuch Württembergs sein, welches der Verlag von Leo Woerl in Würzburg herauszugeben gedenkt. Zwar über den Inhalt weiß ich nichts zu erzählen, wohl aber, wie es vorbereitet wird und wie es verbreitet werden wird. Der Verleger sendet an „hohe“ Schultheißenämter Württembergs Schreiben, worin zunächst unser Land als die Perle des deutschen Vaterlandes gepriesen und dann darauf hingewiesen wird, wie der Besuch dieser Perle seitens der Touristenwelt durch die Schaffung eines guten Reisehandbuches noch erheblich gesteigert werden könnte. Auf diese anmutige, zweifache captatio benevolentiae folgt die erfreuliche Ankündigung, daß Herr Woerl ein solches Werk schaffen werde, und eine Aufforderung an das Schultheißenamt, ihn in seinen Bestrebungen sowohl redaktionell als auch materiell durch Gewährung einer „kleinen“ Subvention von 50 Mark zu unterstützen. Als Gegenleistung wird dann Herr Woerl 12 Exemplare des Buches, das 3 Mk. kosten soll, in die Volks- und Schulbibliotheken des Orts unentgeltlich stiften. Zugleich wird eine Reihe württembergischer Städte genannt, welche auf seinen Vorschlag schon eingegangen sind. Schwerlich haben diese Städte gewußt, daß Woerl der Verleger konfessioneller Reisehandbücher ist, welche auf die Anregung der Generalversammlung der Katholiken von 1880 herausgegeben werden, und daß als Vorgänger des angekündigten Buches und als Teil jener Reisebibliothek die Bilder aus Schwaben von Hofele erschienen sind, welche „nach universellem katholischem, nicht nach eignem altwürttembergischen Gesichtskreis in einer objektiven Lektüre“ Schwaben schildern wollen. Diese Objektivität besteht darin, daß in dem Buche für Einführung der Männerklöster gesprochen wird, daß die Katholiken als toleranter, gutmütiger, bescheidener als die Protestanten geschildert werden, daß der dreißigjährige Krieg als göttliches Strafgericht für die Reformation dargestellt und eine Schilderung Herzogs Christophs mit den Worten gegeben wird: Christoph beschenkte das Land nicht allein mit der Reformation, sondern auch mit einer hübschen Summe Schulden.“ Ein Glied derselben Bibliothek, welcher die „Bilder aus Schwaben“ angehören, soll das neue Reisehandbuch werden, und an diesem Werke dürfen evangelische Gemeinden unsers Landes einen Teil der Herstellungskosten bezahlen und es dann in die evangelischen Schul- u. s. w. Bibliotheken einschmuggeln helfen. Ein originelles Unternehmen, dem der Herausgeber bei den patriotischen Schwaben auch dadurch Vorschub zu leisten weiß, daß er sich als Kaiserlicher Hofbuchhändler unterschreibt. Thue ich ihm wohl Unrecht, wenn ich vermute, daß er, der seinen Verlag in Würzburg und Wien hat, Kaiserlich-österreichischer Hofbuchhändler ist? Das zu sein, ist ja gewiß eine Ehre; ob aber die „hohen“ Schultheißenämter sich das „Kaiserlich“ nicht anders deuten, bleibt dahin gestellt.

Frankfurt alles Dagewesene übertrifft, und wie man gerade in Bornheim die Zahl der Katholiken in ungefähr zwanzig Jahren um 6000 Seelen zu heben verstand. Montanus drückt das so aus: Bornheim ist ein Beweis dafür, „was ein tüchtiger katholischer Geistlicher in kurzer Zeit fertig bringt."

Derselbe Gedanke kam dem Reisenden, als er nach Gießen fuhr, und hat ihn überhaupt nie verlassen. Friedberg ist auch eine Missionsstation, hat hübsche Kirche, Pfarrhaus und Schule, erbaut zum großen Teil mit Hilfe des Geldes von Geistlichen und Laien der Diözese Mainz. Auch eine protestantische Kirche ist in Friedberg. Hierbei macht Montanus die Entdeckung, die sich auf seiner Reise noch dutzendmal wiederholt, daß sehr viele jetzt protestantische Kirchen noch aus der katholischen Zeit stammen und schwingt sich schon in Marburg zu dem Rat an die Evangelischen auf:

In ihrem eignen Interesse wäre den Protestanten anzuraten, alle ehemals katholischen Kirchen wieder herauszugeben.

Wir sehen, was wir zu erwarten hätten, wenn man einmal solchen guten Ratschlägen von Rom aus den gehörigen Nachdruck verleihen könnte. Auch den Grund, warum wir unsre Kirchen herausgeben sollen, verrät uns Montanus:

Diese [früher katholischen Kirchen] rufen nach ihrer ganzen Bauart und Einrichtung mit mächtiger Stimme nach dem heiligsten Altarssakrament und nach den lieben Heiligen.

Ist die Stimmung des Reisenden so in Marburg eine „wehmütige," so ist sie in Friedberg und nachher wieder in Kassel schon mehr eine giftige. Er hat die Unverschämtheit, zu sagen:

Es ist bemerkenswert, daß die Regierungen selten bereit sind, aus Staatsmitteln etwas zur Erhaltung von Kunstwerken zu geben, welche sich noch in den Händen der Katholiken befinden, dagegen mit freigebiger Hand für Kunstwerke, die in dem Besitz der Protestanten sind, die nötigen Geldmittel bewilligen.

Und in Kassel klagt er:

Da die preußische Regierung so überaus besorgt ist, daß in katholischen Städten, woselbst eine Garnison liegt, sofort prachtvolle protestantische Garnisonskirchen gebaut werden und zwar auf Kosten der Staatskasse, so ist es sehr auffallend, daß von Seiten des Staates bis jetzt nicht eine einzige katholische Garnisonskirche in Städten mit protestantischer Bevölkerung auf Kosten des Staates erbaut ist.

Für diese Anklagen bringt der Verfasser natürlich keinerlei Beweise bei.

In Friedberg dankt er Gott, daß noch eine katholische Kirche in Deutschland existirt, „sonst wäre es mit der Kunst schlecht bestellt." Das erinnert an die Ausbeute der Jubiläumsgeschenke für den Papst, die nach katholischen Zeitungen einen Beweis gaben, auf welcher Höhe das katholische Kunstgewerbe stehe, obgleich an vielen Geschenken leicht nachzuweisen ist, daß sie, wenn wir diesen Ausdruck hier nachahmen wollen, aus protestantischen Werkstätten hervorgegangen sind. Alles muß eben in majorem gloriam ecclesiae verwertet werden; alles wird säuberlich von den Ketzern geschieden. Wenn das so fortgeht, werden wir nächstens Schilder und Anpreisungen erleben wie „katholische Zigarrenfabrik," „katholische Materialwarenhandlung," „Werkstätte für katholische Mechanik" und andres.

Für Butzbach und Nauheim wünscht Montanus bereits wieder eigne Seelsorger, obwohl er zugiebt, daß die Zahl der Katholiken dort nicht groß ist. Man solle von den Protestanten lernen, meint er, welche dadurch Kirchen gewinnen, „daß an rein katholischen Orten vorzugsweise protestantische Beamte hingesetzt werden." Das ist nun zwar durchaus nicht protestantische Praxis; aber wie lautet das Sprichwort von dem, der einen hinter dem Ofen sucht? Wir sind sehr in Versuchung, uns sehr nahe liegende Beispiele anzuführen, wie in einem zu zwei Dritteln protestantischen Lande katholische Beamte bis zum Bahnwärter mit zahlreicher Familie herab an evangelischen Orten sich zusammenfanden, und wie dann plötzlich auf Grund der bis zu der gesetzlichen Zahl angewachsenen Seelenzahl katholische Kirchen und Pfarreien errichtet wurden. Es ist natürlich reiner Zufall, daß sich gerade katholische Beamte an solche Orte versetzen lassen, und eben solcher Zufall, daß sie von den betreffenden Departements dahin ernannt oder versetzt werden!

In Gießen wird den Barmherzigen Schwestern großes Lob erteilt, weil sie, „obgleich erst ganz kurze Zeit dort," bereits ein eigenes Haus besitzen und bei Katholiken, Protestanten und Juden ein reiches Feld der Thätigkeit haben (man kennt diese Thätigkeit!),

trotzdem sie anfangs mit manchen Vorurteilen angesehener Protestanten zu kämpfen hatten. Jetzt, [man lese diesen Satz zweimal!] jetzt sind es vorzugsweise Andersgläubige, welche die Dienste der katholischen Schwestern in Anspruch nehmen und für deren Unterhalt sorgen.

In Kassel bemerkt Montanus eine Versammlung protestantischer Geistlichen, „welche über Kirchenangelegenheiten beratschlagten, was ihnen niemand verübeln wird." Sehr gnädig! Sofort aber kommt wieder die montanistische Ungnade:

In Deutschland scheint sich allmählich stillschweigend einzubürgern, daß die Katholiken nur Unterthanen zweiter und dritter Klasse sind und den Protestanten im öffentlichen Leben nachstehen. Gleichwohl erlauben sich gegenwärtig eine Anzahl Protestanten einen Evangelischen Bund zu gründen . . ., während wir Katholiken ununterbrochen in unsern materiellen Interessen und in der Freiheit unsrer Religionsübung beeinträchtigt werden. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf die Parität im Beamtenstand. Ein überzeugungstreuer Katholik weiß im voraus, daß er den größten Schwierigkeiten beim Avancement begegnet.

So viel Worte, so viel Unwahrheiten. Es giebt ein Land, heißt Württemberg; in besagtem Lande hat man von evangelischer Seite einen Blick geworfen auf die Parität im Beamtenstande und ist genau zu dem gegenteiligen Ergebnis gekommen, wie in den „Mitteilungen über die konfessionellen Verhältnisse Württembergs" ziffernmäßig nachgewiesen wurde. Wir laden Herrn Montanus ein, seine nächste Reise nach Württemberg zu machen; vielleicht hört er dann ein landläufiges Wort, welches das gerade Gegenteil ausspricht von dem, was Herr Montanus über das Avancement sagt. Wir können uns nicht versagen, zur Begründung unsrer Behauptung ein paar Sätze aus einer der Schriften zu herzuschreiben, welche sich das Preßkomitee des Evangelischen Bundes in Württemberg herauszugeben „erlaubte." Das erste Heft, „Die Paritätsfrage in Württemberg" sagt S. 11 f.:

Die Thatsache, daß seither aus den [katholischen] Konvikten so viele Staatsbeamte hervorgegangen sind, und daß, wenn die Zahl der Konviktszöglinge nicht beschränkt wird, auch fernerhin dieses Mißverhältnis fortdauern wird, ist für die Evangelischen um so unerfreulicher, als die Katholiken hinsichtlich des öffentlichen Dienstes ohnedies vielfach in einer günstigeren Lage sind, als die Evangelischen.

Auf katholischer Seite findet sich seit einigen Jahrzehnten in fortwährend steigendem Maße eine weit stärkere Betonung der Konfession, ein weit gereizteres kirchliches Bewußtsein, als auf evangelischer Seite. Wenn nun die Staatsbehörden, wie dies leicht erklärlich ist, mit diesem thatsächlichen Verhältnis rechnen zu müssen glauben, so werden sie sich sehr besinnen, ob sie da, wo eine Wahl möglich ist, einen evangelischen Beamten in eine katholische Umgebung schicken wollen. Der katholische Bewerber wird hier gewissermaßen einen natürlichen Vorsprung haben vor seinem evangelischen Mitbewerber. Anders steht es bei den Stellen in evangelischer Umgebung. Da hier größere Unbefangenheit und Duldsamkeit in Sachen der Konfession vorauszusetzen ist, so wird nun bei der Besetzung nach den Gefühlen der Bevölkerung nicht gefragt; hier entscheiden also die sonstigen Rücksichten, Dienstalter, Prüfungsnote, Brauchbarkeit, Anstelligkeit u. s. f. So kommt es, daß in manchen ganz evangelischen Städten sämtliche oder fast sämtliche Beamtenstellen mit Katholiken besetzt sind, was denn doch der Bevölkerung bei all ihrer protestantischen Gutmütigkeit allmählich aufzufallen anfängt.

Eines ähnlichen Vorzugs erfreut sich ferner der Katholik, der sich um einen niederen Dienst bewirbt. Hat ein evangelischer Vorgesetzter über die Anstellung zu entscheiden, so fragt er nach allem, nur nicht nach der Konfession. Auch wo er persönlich gar nicht gleichgiltig ist in religiöser Hinsicht, würde er es für unbillig und unduldsam ansehen, wenn er darnach entscheiden würde. Auf katholischer Seite, bei dem gesteigerten kirchlichen Bewußtsein, ist dies wesentlich anders. Es versteht sich hier von selber, daß der Katholik den Vorzug hat vor dem „Akatholiken." Eines Unrechts ist man sich gar nicht bewußt, ja man hätte wohl ein böses Gewissen, wenn man anders handeln und die kirchlichen Rücksichten außer acht lassen würde.

Mit diesem Umstand mag es zusammenhängen, daß nach vielfacher Beobachtung die Katholiken sich auch in den niederen Diensten so auffallend vermehren, daß z. B. katholische Steuerbeamte, Bahnbedienstete u. s. f. nächstdem fast überall anzutreffen sind. Es wäre der Mühe wert, wenn hier von sachkundiger Seite der Thatbestand festgestellt würde.

Was hier von Württemberg berichtet ist, das sind nicht bloß flüchtige Reiseeindrücke, sondern aus langjähriger und vielseitiger Beobachtung gewonnene Erfahrungen. R W-M

Aus Italien

(Verbot der Aufführung des Dramas Gesu Cristo) Das Drama Gesù Cristo, dessen bevorstehende Aufführung im Anfange des Winters auf allen Maueranschlägen zu lesen war, ist dennoch schließlich nicht in Szene gegangen. Es ist vor etwa zehn Jahren geschrieben und damals von Depretis die Aufführung untersagt worden. Jetzt, unter Crispi, meinte man des Erfolges sicher zu sein und kündigte es zunächst in Mailand an. Aber die städtische Behörde verbot es dort, nicht weil es in einem bösartigen oder niedrigen Sinne verfaßt ist — es folgt im Ganzen Renan in der Anlage und Auffassung —, sondern weil es, trotz der sonst ernsten Haltung des gesamten Stückes, im Stile Renans ein Liebesverhältnis Christi mit Maria Magdalena etwas zu sehr hervortreten läßt. Um also dem religiösen Gefühle dermaßen kein Aergernis zu geben, wurde es kurzweg dort verboten.

In Rom nun war wiederum alles zur Aufführung bereit, als eine kleine Versäumnis der bei der Polizei nötigen Förmlichkeiten diese veranlaßte, die Aufführung zu untersagen. Nun kam die Sache vors Parlament. Crispi antwortete dem Interpellanten, daß er völlig überzeugt sei, die Schauspieler auf der Bühne würden Christo mehr Ehre machen, als die Priester in der Kirche, daß jedoch dennoch die Obrigkeit die Pflicht habe, die Aufführung eines solchen Dramas zu verbieten, sobald sie gewiß sei, das religiöse Gefühl eines Teiles der Bevölkerung werde dadurch verletzt. Er werde daraufhin die Sache prüfen lassen und sich demgemäß entscheiden.

Während dieser Verhandlungen nun legten sich viele Privatpersonen ins Mittel und bearbeiteten den Theaterunternehmer, von seinem Vorhaben abzustehen; auch der Osservatore Romano erhob seine Stimme gegen das Sakrilegium, und dabei wird wohl die Sache bleiben. Im Publikum ist dieselbe merkwürdig unbeachtet vorübergegangen. Es hat mir große Mühe gemacht, selbst die obigen dürftigen Notizen zu erlangen.
M S

(Ein Leben Jesu von Bonghi) Nicht lange nach dem Bekanntwerden jenes Aufführungsverbotes stand der Name Christi, der uns so heilig ist, wieder auf allen Mauern und an allen Straßenecken, diesmal aber um La Vita di Gesù Cristo von Ruggero Bonghi, dem bekannten Abgeordneten und Geschichtsprofessor an der Universität anzukündigen. Dasselbe ist eine in Lieferungen erscheinende, mit schönen Holzschnitten ausgestattete Erzählung des Heilandslebens nach den Evangelien, hier und da mit einer historischen Erklärung oder ethnographischen Bemerkung versehen. Das erste Blatt bringt den Gruß an l'Amico Lettore: „Anspruchslos, im schlichtesten, häuslichsten Gewande tritt diese Schilderung des Lebens Jesu vor dich. Sie wird nichts enthalten, was nicht in den Evangelien steht oder zur Erklärung einer dunkeln Stelle derselben nötig ist. Sie möchte in die Hände aller gelangen, damit jeder für sein Gemüt daraus die seiner Eigenart besonders zusagende Nahrung ziehe. Der Schreiber wird sich nie in den Vordergrund drängen, sondern bemüht sein, einzig die hehre Gestalt darzustellen, wie sie den Jüngern, den Zeitgenossen und der ersten Generation der Nachkommen erschien. Gott gebe, daß, wie das Schreiben von Christo dem Herzen ein volles Genüge gebracht, also auch dem Lesen die gleiche Befriedigung folge; daß wie bei ersterem viele lichte Stunden verflossen, so viele Gemüter noch mehrere solcher Stunden beim Lesen verbringen mögen."

Bisher ist es etwa zur vierzehnten Lieferung gediehen. Ueber die achte haben die Priester ihr Anathema gesprochen. Da steht nämlich: „. . . . . Auch war er nicht allein mit seinen Eltern; im selben Hause befanden sich Knaben und Mädchen, die seine Brüder und Schwestern genannt werden; doch ist das eine Benennung, die bei den Ebräern nicht dieselbe Bedeutung zu haben braucht, als bei uns. Folglich ist man nicht gezwungen, in ihnen Kinder der Maria und des Joseph, oder des letzteren allein zu sehen; es konnten Geschwisterkinder sein. Von den Schwestern wissen wir den Namen nicht; aber die Brüder hießen Jakobus, Joseph, Simon und Judas."

Merkwürdigerweise geht gleichzeitig neben dieser Publikation das Unternehmen des bedeutenden Verlagshauses Sozogno in Mailand her, welches schon seit vorigem Jahre die Bibel nach Monsignore Martini — der den Katholiken erlaubten Uebersetzung — mit großen, prächtigen Holzschnitten erscheinen läßt. Ob es geschäftlich glücken wird, kann erst nach der Vollendung beurteilt werden, und wie es auf das Volk wirken mag, ist ebenfalls bisher unmöglich zu erkennen. Wie wir wissen, haben die Evangelien vor zwei Jahren in Paris fünfundzwanzig Auflagen in einem Jahre erlebt und sind dann von demselben Papste verboten worden, der sie zwölf Monate vorher zum Lesen dringend empfohlen. Und soeben sind — damit der guten Dinge drei seien — „Die heiligen Evangelien," übersetzt von Padre Curci, mit Bildern von Gustav Dorée erschienen.

Freilich hier in Italien mehr noch wie in irgend einem andern Lande stellt sich die Frage nicht sowohl, ob das Lesen den Frommen verboten wird, sondern ob der liberale Teil des Volkes seinen grenzenlosen Indifferentismus genügend abschütteln kann, um noch von dem Namen angezogen zu werden, der über alle Namen ist.
M S

(Alessandro Gavazzi †) Die Zeitungen haben bereits gemeldet, daß Alessandro Gavazzi achtzigjährig ein sanftes Ende gefunden hat. Der Tod ist ihm genaht, wie er es sich oft erbeten, ohne Krankenlager, ohne langsamen Zusammenbruch seiner Kräfte, wovor dem Rüstigen graute. In der Wesleyanerkirche seines Freundes, des Pastors Piggot, ist ihm am Freitag, den 8. Februar, eine Gedächtnisfeier unter zahlreicher Teilnahme der verschiedenen evangelischen Gemeinden und fremder

Gäste gehalten worden. Sein langjähriger Hausfreund, der Pastor Conti von der Chiesa libera entwarf das Bild der politischen Laufbahn Gavazzis und seiner patriotischen Thätigkeit in längerem Vortrag; Dr. Prochet, der Präsident der Waldenserkirche, redete von der geistigen Gebundenheit, gegen die Gavazzi mit geistigen Waffen gekämpft, seit er die irdischen niedergelegt, jener Gebundenheit, in der Italien trotz seiner ungemein freien Verfassung schmachte und von der nur das Evangelium die Nation befreien könne.

Von diesem Evangelium zeugte dann Dr. Gay des weiteren, indem er bestimmt die Linie zog, wo der Christ die positiven aufbauenden Bestrebungen vertritt, welche ihn von bloß freiheitlichen Tendenzen trennen. An Paulus und Onesimus erläuterte er in feiner Weise, was er meine. — Zwei Stunden lauschte die Versammlung mit ungeteilter Aufmerksamkeit, ja zuweilen brach die leidenschaftliche Erregung durch, ohne die kein Italiener von der großen Geburtsstunde seines „einen" Vaterlandes hört, deren letzter Herold in Gavazzi zur Ruhe gegangen ist.
M S

(Ein Ereignis) An öffentlichen Vorträgen ist in Italien kein Mangel, aber für dieselben ist das religiöse Gebiet ein Noli me tangere. Im hohen Grade auffallend ist es, daß der Deputirte Bonghi soeben vor einer zahlreichen Gesellschaft in Neapel einen öffentlichen Vortrag über die Person Christi gehalten hat; es läßt sich behaupten, daß dies in genannter Stadt niemals vorher geschehen ist. Bonghi giebt ein Lieferungswerk über das Leben Jesu heraus, eine gleichfalls unerhörte Thatsache, und in jenem Vortrage wollte er seinem Auditorium klar machen, was ihn zur Herausgabe seines Werkes veranlaßte. Ob er mit seinem Vortrage die Absicht hatte, für sein Werk Reklame zu machen, wissen wir nicht, kümmert uns auch nicht; wir haben es mit der einfachen Thatsache zu thun, daß ein Laie über jenen Gegenstand öffentlich geredet hat. Redner hält die vier Evangelien für echt und sagte, daß ihre Authentizität trotz der Straußschen Angriffe fest stehe. „Wir können," führte der Redner aus, „manches im Leben Jesu nicht erklären; aber wir lieben den großen Menschen und Gottes Sohn, dessen Gestalt in der Weltgeschichte nicht ihresgleichen hat." Redner klagte über den Religionsverfall Italiens und hoffte, daß die Liebe zu Christo Italien aus dem Meere der Volgarità (der niedrigen Gesinnung) emporheben könne.
T

Aus England

(Englische Sekten)

Als die Feinde deutsches Land bedrohten,
Hat der König schnell sein Volk entboten,
Spricht zu Allen — sie erschienen gleich, —
Sorge trugen wir für eure Pflege,
Nahrung, Kleidung auf dem langen Wege,
Wenn auch nicht, wie Luthers Brot, so reich.
Doch damit die Seele nicht entbehre,
So geselle sich zu unserm Heere
Auch ein Predger jeder Konfession. —
— Würde das in Albion befohlen,
(Riesen sie in England unverhohlen)
Folgte wohl ein Heer dem andern schon;
Denn es giebt allhiero so viel Sekten,
Daß sie wahrlich schwärmen wie Insekten,
Arbeitsbiene, Königin und Drohn.

Eine der fantastischsten Sekten ist die der Joannas, welche im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in England, besonders in London, ihr Wesen trieb. Sie erwartete buchstäblich den Messias in nächster Zeit und ging so weit darin, eine sich für die heilige Jungfrau ausgebende, freilich schon im Elisabethen-Alter stehende Person mit einer goldenen Wiege zu beschenken. Diese Sekte zählte vor einigen Jahren nur noch drei Mitglieder. Die Wiege wurde, um die Schulden der verarmten Gemeinde zu decken, versteigert.

Auch die Jumpers, Springer oder Hüpfer, sind eine eigentümliche Kundgebung religiösen Gefühls; ob sie bis auf die tanzenden Priester des Mars oder die Hexen des Blocksbergs zurückzuführen sind, sollte wohl selbst einem Niebuhr Mühe machen mit Bestimmtheit festzustellen. Ihr Haupt ist eine Priesterin, ihr Versammlungsplatz irgend ein dem Abbruch verfallenes Gebäude, oder der noch unbenutzte Viaduktbogen einer Eisenbahn. Viel ohrenzerreißender Gesang, dazwischen Zitiren einzelner Bibelstellen bilden den Inhalt ihrer Religionsübungen, die in nervösen Zuckungen und hysterischen Sprüngen gipfeln, ähnlich den Verzückungen gewisser Nonnen und Mönche des Mittelalters.

Ihr Hauptdogma ist die Lehre von der Wiedergeburt, zu der sie durch einen Prozeß des Absterbens einzugehen vorgeben, den sie jedoch wohlweislich den Laien verbergen. Ist dieser überstanden, so behaupten sie, weder Schmerz noch Krankheit zu empfinden. Die Beweisgründe entnehmen sie der Bibel, — wofür könnte dieselbe nicht mißbraucht werden! Tritt dennoch Krankheit oder gar Tod ein, wie bei jedem Menschen, so wissen sie auch dafür in der Bibel eine Erklärung die ihnen paßt, zu finden.

Nicht weniger bemitleidenswert, möchte ich sagen, sind die Peculiars, die Sonderbaren, die alle Leiden des Lebens durch Auflegen der Hände zu heilen meinen, ja, es für Sünde erklären, Medikamente bei Krankheiten anzuwenden. Armut kann hierfür nicht als Ausrede gelten. Denn Rat und Arznei für Bedürftige ist in- und außerhalb der Hospitäler vollauf frei zu erlangen. Auch sie schöpfen ihre Beweise aus

der Bibel. Werden sie jedoch angeklagt und mit Verhaftung bedroht, wenn sie ein Glied ihrer Familie ohne rechte und zeitige Hülfe sterben ließen, so wenden sie sich, inkonsequenter Weise, an einen Advokaten, — denn weder Richter noch Jury lassen sich durch Händeauflegen vom Rechtswege abbringen. M F=L

(Samariter) Wer hätte nicht von Ned Wright gehört, dem früheren Diebe und Fälscher, hinter dem sich die Gefängnisthür oft schloß, der sich aber das Beste bewahrte, nämlich die Stimme seines Gewissens und ihr endlich auch folgte? Nun versammelt er zu seinen Nachtmahlen solche, die noch auf seiner vormaligen Laufbahn irren, und versucht, ob das Etwas da in ihnen noch hört, das kleine Etwas, von dem kein Physiolog sagen kann, in diesem oder jenem Organ hat es seinen Sitz, das kein Anatom seziren kann, das auch der geschickteste Patholog nicht zu heilen versteht, wenns einmal krank oder gar abgestorben ist.

Ned Wright hält seine Versammlungen in einem Lokale, das nahe dem Stadtviertel liegt, welches, wie er aus Erfahrung weiß, meist von seinen früheren Spießgesellen bewohnt wird. Er versteht seine Einladungen an den rechten Mann zu bringen. Die Polizei weiß darum, legt aber weder ihm noch seinen Gästen Schwierigkeiten in den Weg.

Ned versteht zu seiner Versammlung in ihrer Sprache zu sprechen; hat schon manchem das Umkehren erleichtert und ihm zu einem sichereren Broterwerbe verholfen, als dem des Mausens. —

Es giebt noch manchen andern Samariter, wenn gleich derselbe keine solche Laufbahn hinter sich hat. Das macht sein Wirken schwieriger, weil schlichter; die Zeitungen sprechen nicht von ihm, und er selbst vermeidet es, von sich zu reden.

Er war ein Gelehrter, jener Herr, den ich als Typus dieser Gruppe anführen will. Er studirte am Tage so eifrig, daß er oft laute und lange Reden hielt, seine Mahlzeiten waren spärlich, der Fußboden des Zimmers mit Büchern und Schriften religiösen Inhalts bedeckt. Trotzdem er seiner Hauswirtin wenig zu verdienen gab, hielt sie große Stücke auf ihn und verteidigte gegen lästige Zungen sein spätes Ausgehen. Er war nämlich einer jener barmherzigen, aufopfernden, freiwilligen Ordensbrüder, die nachts umhergehen und jenen „Unglücklichen," wie sie sich selbst nennen, Billette in die Hand drücken. Sie sind es gewohnt, daß ihnen von gutgekleideten Herren Zettel verstohlen zugesteckt werden. Freilich enthalten diese eine ganz andre Einladung.

Man bietet ihnen ein Abendbrot, eine Nachtherberge, eine Unterkunft und, wenn sie wollen, eine hilfreiche Hand, die sie wieder auf einen sittlichen Lebensweg führen hilft.

Nicht viele folgen dieser Einladung: die einen vielleicht aus Neugierde, die andern, weil sie seelisch und körperlich müde sind und die dritten! vielleicht regt sich das kleine Etwas noch in ihnen.

Sie finden die Thür des Hauses nur angelehnt; die Thürhüterin thut keine Frage. Sie treten in einen halbdunklen Saal, in welchem eine lange weißbedeckte Tafel steht, vor jedem Platze eine Tasse Thee und ein Brötchen. Sie werden nicht aufgefordert zuzugreifen, noch in den Gesang einzustimmen, noch dem Vortrage zu lauschen.

Niemand hindert sie, sich auf demselben Wege, auf dem sie gekommen sind, wieder zu entfernen.

Die Meisten kommen und gehen dicht verschleiert; nur wenige bleiben.

„Er siehet mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz." M F=L

(St. George's Hall)

Für die Kirche und die Flasche ist der Sonntag nur gemacht,
Wer da liebet frische Bröte, kauf sie vor der Samstagsnacht.
(Altes französisches Lied.)

Allerdings spielt der Spiritus eine große Rolle am Sonntag, und die dabei Beteiligten zeigen sich oft von recht unvorteilhafter Seite. Indes giebt es auch in London Sonntags noch andre Orte als die verpönten Ginpaläste, wo Spiritus eingehandelt werden kann, z. B. in obengenannter Halle, wo seit zwölf Jahren an Wintersonntagnachmittagen wissenschaftliche Vorträge gehalten werden.

Dorthin begiebt sich dann zwischen November und April Sonntags pünktlich um 4 Uhr das lernbegierige Publikum. Die meisten haben vormittags in irgend einer Kirche einem Gottesdienste beigewohnt. Freilich giebt es Fanatiker auf beiden Seiten, die meinen, Wissenschaft und Religion schlössen einander aus.

An einem Sonntage kündete der Anschlag eine Vorlesung des Rev. J. Panton Ham an: „Die Bühne und das Drama in ihrer Beziehung zur Gesellschaft." So eben näherte ich mich der Eingangsthür, da stürzte mit fliegenden Tuchzipfeln und Hutbändern und erhobenem Besen die Straßenkehrerin auf das Anzeigebrett und fuhr heftig mit ihrer Waffe mehrere Male darüber hin; dann zog sie sich grollend auf ihren Posten zurück, um die Pfennige der Vorübergehenden in Empfang zu nehmen, giftige Blicke auf die schießend, welche Briefe in die rote Säule am Sabbath warfen.

Der Prediger Panton Ham jedoch hielt es für keine Sonntagsentweihung, selbst von der Bühne zu sprechen, die er, reformirt, zu einer Volkserzieherin erhoben wünscht an Stelle dessen, was sie jetzt hauptsächlich ist: ein sinn= und tendenzloses Berauschungsmittel, um ein paar müßige Stunden auszufüllen.

Die Vorträge dieser Sonntage, von der Gesellschaft Sunday Lectures Society eingerichtet, behandeln sehr verschiedene Themata; doch alle streben nach einer gewissen würdigen Haltung, die auch dem Tage entspricht, dem man nun einmal in England eine besondre Stellung einräumt.

Eine andre Sonntagsgesellschaft sucht den weniger nach Belehrung verlangenden Ständen eine passende Abwechslung für diesen Tag zu verschaffen. Sie vermittelt das Oeffnen von Bildergallerien — fürs erste nur von privaten —, sie veranstaltet Orgelkonzerte, oder erlangt auch den Eintritt in sonst an diesen Tagen geschlossene Gärten, wie den des Kristallpalastes, des Zoologischen Gartens u. s. w. Der Mensch ist keine Maschine, er bedarf einer Abwechslung. M F=L

Verschiedenes

(Von der Prinzeß Alice von Hessen) melden die Zeitungen, daß sie, zur Braut des russischen Großfürsten Thronfolgers bestimmt, bei ihrem Uebertritt zur russischen Kirche den Namen Alexandra annehmen werde. Obwohl und weil eine offizielle Bestätigung dieser wunderlich eilfertigen Botschaft noch aussteht, ist es Pflicht der evangelisch-kirchlichen Presse, es auszusprechen, daß gerade unter den gegenwärtigen Umständen, wo unsre Glaubensgenossen im Zarenreiche schwere Verfolgung leiden, solcher Glaubenswechsel einer deutschen evangelischen Prinzessin zu Gunsten russisch-kirchlicher Ansprüche von allen guten deutschen Protestanten als ein schwerer Schimpf empfunden werden müßte. R

(Die städtischen Volksbibliotheken in Berlin), fünfundzwanzig an der Zahl, wurden im Verwaltungsjahre 1887/88 von über 15000 Lesern benutzt. Von diesen wurden 341072 Bände entliehen. Die entnommenen Bücher gehörten in abstufender Zahl folgenden Gattungen an: Deutsche Nationallitteratur 235942, ausländische Litteratur 42331, Geschichte 13338, Geographie und Reiseberichte 11679, Jugendschriften 7770, Naturwissenschaften 7685, Encyklopädien und Werke vermischten Inhaltes 5434, Biographien 4039, Technologie 2964, alte Klassiker 2147, Kunstgeschichte 1638, Philologie und Pädagogik 1569, Sprachkunde 1099, Staatswissenschaft 956, Philosophie 919, Mathematik 800 und zum Schluß Theologie und Erbauungsschriften 762.

(Ein Notbild aus Berlin) ein Seitenstück zu dem in Nr. 9 des vorigen Jahrganges, finden wir neuerdings in den Zeitungen:

Zwei bedauernswerte Frauen standen wegen Unterschlagung vor der 93. Abteilung des Schöffengerichts. Es waren Schwestern, beide Wittwen und im Besitze je eines Kindes. Sie ernähren sich kümmerlich durch ihrer Hände Arbeit, indem sie Arbeitshosen aus englischem Leder fertigen. Sie erhalten für das Stück 20 Pfennige, man denke, ganze zwanzig Pfennige! Im November vorigen Jahres befanden sie sich in großer Not. Der Wirt drängte sie wegen rückständiger Miete: wenn sie nicht bis zum 15. zahlen könnten, müßten sie die Exmission gewärtigen. Der Tag kam heran; aber Geld war nicht da, und die Zahlung der Miete ließ sich nicht länger hinausschieben. Sie nahmen zwanzig Stück der ihnen anvertrauten Arbeitshosen und versetzten sie für 20 Mark. Hiermit wurde der Wirt befriedigt. Der Arbeitgeber erfuhr aber von der Veruntreuung und erstattete Anzeige. Die Angeklagten waren unter Thränen geständig. Der Gerichtshof erkannte mit Rücksicht auf die bittere Notlage der Angeklagten auf die zulässig niedrigste Strafe, je drei Mark Geldstrafe, oder je einen Tag Gefängnis.

(Eine neue Art Stellengesuch) Die Kreuzzeitung brachte wiederholt folgende Anzeige:

Ein älterer Geistlicher,

welchem Herr Gen.-Sup. D. Kögel das Zeugnis giebt, „daß er ein begabter Prediger sei, der ein gutes Bekenntnis vor unserm Herrn und Heiland ablegt und besonders gern dem Gust.-Ad.-Ver., sowie den Werken der innern und äußern Mission dient — und dessen rüstiger Kraft ein größeres Arbeitsfeld zu gönnen sei" — wünscht in Rücksicht auf seine Familie sehr eine anderweitige Anstellung entweder im Pfarramte oder in freier Vereinsthätigkeit. Gefällige Anfragen zu adressiren an M. Berlin NW., Mittelstr. 46 I., rechts.

Es ist dringend zu wünschen, daß diese Art, sich mit seinem guten Bekenntnis öffentlich auszubieten, keine Nachahmung finde. Möge der Herr Generalsuperintendent berechtigte Wünsche des Einsenders anders fördern, als durch sein Zeugnis an diesem Orte. R

(Kasseler Kongreß für innere Mission) Im Verlag von Ernst Röttger in Kassel sind nunmehr die Verhandlungen des 25. Kongresses für innere Mission, der vom 10.—13. Sept. v. J. in Kassel tagte, im Druck erschienen (262 S.; 3 Mk.). Wir brauchen für unsre Leser keine ausdrückliche Empfehlung hinzuzufügen und verweisen nur auf das in Nr. 40 und 45 des vorigen Jahrgangs Gesagte. Einzeln im Sonderabdruck sind folgende Vorträge zu haben:

Nelle, Die Aufgabe der innern Mission in den sozialen Kämpfen der Gegenwart. (0,40 Mk.; 10 Stück 3 Mk.)

v. Bodelschwingh, Was kann die freie Liebesthätigkeit zur Abhilfe des Wohnungselends in den großen Städten thun? (0,30 Mk.; 10 Stück 2,50 Mk.)

Sell, Die christliche Laienthätigkeit im Reiche Gottes, ihre Notwendigkeit und ihre Schranken. (0,30 Mk.; 10 Stück 2,50 Mk.)

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig